



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

35. JAHRGANG
3 | 2006





Vogelperspektive der Tübinger Platanenallee auf der Neckarinsel.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

3/2006 35. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.

Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts:

Präsident Prof. Dr. Dieter Planck

Schriftleitung: Dr. C. Dutzi

Redaktion: André Wais

Redaktionsausschuss:

Dr. C. Baer-Schneider, Dr. J. Breuer,

Dipl.-Ing. V. Caesar, Dr. D. Jakobs,

Prof. Dr. C.-J. Kind, PD Dr. D. Krausse,

Dr. H. Schäfer, Dr. P. Wichmann,

Dr. D. Zimdars

Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner,
Stuttgart

Gestaltung und Herstellung:

Hans-Jürgen Trinkner / Evgenia Motz

Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,

Nicolaus-Otto-Straße 14,

89079 Ulm-Donautal

Postverlagsort: 70178 Stuttgart

Erscheinungsweise: vierteljährlich

Auflage: 20 000

Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei

gebleichtem Papier

Nachdruck nur mit schriftlicher Geneh-

migung des Landesamtes für Denkmal-

pflege. Quellenangaben und die Über-

lassung von zwei Belegexemplaren an

die Schriftleitung sind erforderlich.

Bankverbindung:

Landesoberkasse Baden-Württemberg,

Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,

Konto 4 002 015 800 (BLZ 660 200 20).

Verwendungszweck:

Spende LDA, Kz. 98300 3100 1005.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 07 11/66463-203, Montag bis Mittwoch).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- 113 Editorial
- 114 Gebildete Zeitgenossen lustwandeln
Die Fürstlichen Anlagen in Inzigkofen (Kreis Sigmaringen)
Martina Goerlich
- 120 Orangerien im Main-Tauber-Kreis
Beispiele in Bronnbach, Eichel, Messelhausen, Weikersheim und Wertheim.
Judith Breuer
- 129 Der Fasanengarten von Waldmannshofen
Eine Gartenanlage des 17. Jahrhunderts im Dornröschenschlaf
Martin Hahn / Jürgen Obmann / Barbara Pfundt-Tittelbach
- 134 Haus und Garten? Haus mit Garten!
Ein Pfarrhof im Bodenseekreis
Michael Ruhland
- 136 Wunsch oder Wirklichkeit?
Ein barocker Klostergarten an der Birnau
Volker Caesar
- 139 Im Dornröschenschlaf
Der Schlosspark in Scheer an der Donau
Martina Goerlich
- 142 Ein letzter Garten
Der private Friedhof des Fabrikanten Richard Müller in Mochenwangen (Landkreis Ravensburg)
Anne-Christin Schöne
- 144 Der Hofgarten in Bartenstein
Schauplatz fürstlicher Feste
Ulrike Plate
- 147 Erst das Schloss, dann sein Garten
Der Eichelhofgarten bei Wertheim wird wieder hergestellt.
Judith Breuer
- 150 Vom Kleeacker zum Stadtpark
Der Friedhof „Unter den Linden“ in Reutlingen
Iris Fromm-Kaupp
- 152 Vom Sieg der Universität über die Ackerbürger
Die Platanenallee in Tübingen
Sabine Kraume-Probst
- 154 Karlsruhes „Central Park“:
Der Stadtgarten als Bürgerpark und Zoo
Clemens Kieser
- 158 Der Weinheimer Exotenwald
Pflanzen der Welt am Odenwald
Ulrich Wilhelm
- 164 Weder Rasen, Rosen noch Rabatten ...
Das Herbarium des Konstanzer Apothekers und Museumsgründers Ludwig Leiner
Dieter Büchner
- 166 Die Gärten der Alamannen
Bodenfunde zeigen ein neues Bild vom Pflanzenanbau nördlich der Alpen
Manfred Rösch
- 172 „An guten und gesunden Weiden fehlt es nicht ...“
Das Haupt- und Landgestüt in Gomadingen-Marbach
Iris Fromm-Kaupp
- 174 Gmindersdorf
Ein durchgrüntes Denkmal
Sabine Kraume-Probst
- 176 Altstadt von Bräunlingen
Ohne Solaranlagen – mit Solarstrom
Erik Roth
- 177 Personalien
- 178 Ausstellungen
- 179 Publikationen

Editorial

Rainer Hummel

„Rasen, Rosen und Rabatten. Historische Gärten und Parks“ ist das Motto für den Tag des offenen Denkmals, der am zweiten Septemberwochenende begangen wird. Die landesweite Eröffnungsveranstaltung findet am 9. September im Fürstlichen Schloss zu Sigmaringen (Regierungsbezirk Tübingen) statt.

Gartendenkmalpflege gehört zwar schon seit Jahrzehnten zum denkmalpflegerischen Alltag, die Öffentlichkeit nimmt jedoch meist nur wenige, hoch bedeutende Objekte wahr. Zu den bekanntesten Gärten im Lande gehören etwa der Rosensteinpark in Stuttgart, die Lichtentaler Allee mit den Kuranlagen in Baden-Baden, die Schlossgärten von Weikersheim und Schwetzingen oder die Insel Mainau. Die Eröffnungsveranstaltung und das vorliegende Heft des Nachrichtenblatts wollen das öffentliche Bewusstsein dafür schärfen, dass es im Lande zahlreiche Gärten, Parks und ähnliche Anlagen gibt, die Kulturdenkmale sind. Eine interessante Auswahl wird in diesem Heft vorgestellt – von der Allee zum Gestüt, vom Privatgarten zum Park oder Friedhof.

Im Mittelpunkt der Exkursionen im Rahmen der Eröffnungsveranstaltung stehen drei von der fürstlichen Familie Hohenzollern-Sigmaringen angelegte Parkanlagen, die auf exemplarische Weise Einblicke in die Gartenkunst des 19. Jahrhunderts bieten. Das vorliegende Heft stellt die Anlage in Inzigkofen vor. Beiträge über den Schlosspark Krauchenwies und den Prinzengarten in Sigmaringen werden folgen.

Wie die Gärten gelangen auch andere Denkmalgruppen erst allmählich in das Blickfeld einer breiteren Öffentlichkeit: Etwa die Gebäude der Zeit des Wiederaufbaus nach 1945, des Wirtschaftswunders sowie der nachfolgenden Jahrzehnte. Ihre systematische denkmalpflegerische Erfassung und Bewertung kann aber erst dann mit der gebotenen Gründlichkeit und Tiefe erfolgen, wenn landesweit die so genannte Ersterfassung aller Bau- und Kulturdenkmale im fachlich gesicherten Zeitfeld abgeschlossen ist. Hieran wird wegen ihrer zentralen Bedeutung für die tägliche Arbeit der Denkmalschutzbehörden intensiv gearbeitet. Ein flächendeckender Überblick über die Bau- und Kulturdenkmale und die archäologischen Denkmale im Regierungsbezirk Tübingen wird in absehbarer Zeit vorliegen. Es wäre aber ein Irrtum, damit auch die Aufgabe der Inventarisierung als erledigt anzusehen, denn diese ist und bleibt eine Daueraufgabe.

Im europäischen Denkmalschutzjahr 1975, das unter dem Motto „eine Zukunft für unsere Vergangenheit“ stand, war angesichts der „Unwirtlichkeit der Städte“ die Denkmalpflege als gesellschaftliche Aufgabe zur Wahrung des kulturellen und historischen Erbes erkannt worden. Konsens war danach, dass nur eine Gesellschaft, die sich ihrer Wurzeln bewusst ist, ihre Zukunft meistern kann. Die staatliche Denkmalpflege wurde angemessen mit Fachpersonal ausgestattet. Bis heute ist die gesellschaftspolitische Bedeutung des Denkmalschutzes anerkannt und die Akzeptanz der Denkmalpflege ist in der Bevölkerung erfreulich hoch, ihre wirtschaftliche Bedeutung für Bauwirtschaft und Tourismus unumstritten und die Bürgernähe der fachlichen Denkmalpflege nach der Verwaltungsstrukturreform gestärkt. Dennoch besteht Anlass zur Sorge: Nicht die neuen Strukturen mit dem Landesamt für Denkmalpflege und den Regierungspräsidien als eigenverantwortlichen Trägern der regionalen Denkmalpflege sind das Problem. Hier wird man nach einer Phase der Umgewöhnung zusammenfinden. Sorge bereitet die mit der Reform angestrebte zwanzigprozentige Personaleinsparung, die sich nach bisheriger Erkenntnis nicht allein durch die erwarteten Synergien im Bereich der Querschnittsaufgaben erreichen lässt. Mangels entsprechender personalwirtschaftlicher Instrumente wird die Reduzierung wohl nur über die natürliche Fluktuation der Beschäftigten bewirkt werden können. Dieser Weg trübe aber die Arbeit der Denkmalpflege etwa beim Regierungspräsidium Tübingen ins Mark. Von den nach der Reform verbliebenen sechs Gebietskonservatoren der Bau- und Kunstdenkmalpflege tritt die Hälfte in den nächsten drei Jahren in den Ruhestand; ebenso werden zwei von drei Gebietskonservatoren bei der archäologischen Denkmalpflege bis Frühjahr 2007 ausscheiden. Hier ist dringend eine rasche Wiederbesetzung der Stellen geboten, um die Denkmalpflege funktionsfähig zu erhalten. Sonst ist die nicht nur im öffentlichen Interesse liegende, sondern auch von Eigentümern, Investoren oder Architekten zu Recht eingeforderte und geschätzte fachliche Beratung bei der Restaurierung, Renovierung oder Umgestaltung unserer Bau- und Kulturdenkmale nicht mehr gesichert. Dies wäre ein nicht zu unterschätzendes Risiko für den Fortbestand unseres kulturellen Erbes und es stünde schlecht um die Zukunft unserer Vergangenheit.

*Rainer Hummel
Abteilungsdirektor
Regierungspräsidium
Tübingen*



Gebildete Zeitgenossen lustwandeln Die Fürstlichen Anlagen in Inzigkofen (Kreis Sigmaringen)

Wer sich mit den hohenzollerischen Parkanlagen des 19. Jahrhunderts beschäftigt, wird feststellen, dass Pläne zur Gartengestaltung oft nicht vorhanden und wenn doch, dann selten signiert worden sind, sodass kein bestimmter Gartenarchitekt als Autor benannt werden kann. Diese Tatsache könnte darauf hinweisen, dass die Auftraggeber der Gartenanlagen deren Gestaltung maßgeblich geprägt haben.

Martina Goerlich

Die Ausstellung „Arkadien am Bodensee“, die 2005 vom Napoleonmuseum Arenenberg im Kanton Thurgau veranstaltet worden ist, hat am Beispiel des dortigen Landschaftsgartens der Hortense de Beauharnais zeigen können, welchen hohen Stellenwert das Thema „Gartenkunst“ in den oberen Gesellschaftskreisen des 19. Jahrhunderts inne hatte: Als Mittel einer standesgemäßen Repräsentation, vor allem aber als Bildungsgut und Objekt eines sinnlichen und intellektuellen Vergnügens. Es war en vogue, bei vergleichsweise unpräzisen Landhäusern große Landschaftsgärten anzulegen, dort mit anderen hochgestellten und gebildeten Zeitgenossen im angeregten Gespräch zu lustwandeln, sich von gegenseitigen Besuchen inspirieren zu lassen und dabei ästhetisch ansprechende Landschaftsformationen, spektakuläre Aussichten oder auch Sonnenuntergänge zu genießen oder gar zeichnerisch festzuhalten. Vor diesem Hintergrund erscheinen die hohenzollerischen Gartenanlagen in Inzigkofen, Krauchenwies und Sigmaringen als anschauliche Beispiele für eine Gartenkunst aus Passion, in der verschiedene Einflüsse zum Tragen kamen. Weit größer als bisher beachtet dürfte hierbei die Bedeutung der „napoleonischen“ Landschaftsgärten gewesen sein, die das Rousseau'sche „Zurück zur Natur“ mit den Prinzipien englischer und italienischer Gartenkunst zu verbinden wussten. Denn über die Fürstin Amalie Zephyrine war eine sehr enge freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehung des Hauses Hohenzollern-Sigmaringen zu der gartenbegeisterten Familie Beauharnais-Bonaparte entstanden.

Die Fürstlichen Anlagen in Inzigkofen – Arkadien im Donautal

Im Jahre 1811 ergriff Fürstin Amalie Zephyrine die Gelegenheit, sich auf dem Areal des Hohenzol-

lern-Sigmaringen zugefallenen Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen ein eigenes Refugium zu schaffen, ein Arkadien im Donautal – in Blicknähe zu Sigmaringen und dennoch weit weg von der dortigen Enge, vor der sie 1785 nach Frankreich geflohen war. Das vom Klosterareal nach Norden zum Donaudurchbruch stark abfallende Gelände lieferte alles, was ein malerischer Landschaftsgarten französischer Prägung brauchte: steile Abhänge, enge Schluchten, schroffe Felsen, sanfte Uferwiesen und die mäandrierende Donau als wichtigsten Bestandteil des Parkes.

Entstehungsgeschichte

Amalie Zephyrine von Salm-Kyrburg war 1780 mit Fürst Anton Aloys von Hohenzollern verheiratet worden. In Frankreich erzogen und dort Mitglied der vorrevolutionären Adelsgesellschaft war sie umfassend gebildet und kannte die kulturellen und philosophischen Strömungen ihrer Zeit. Den Sigmaringer Hof empfand sie als borniert und provinziell. Nach der Geburt ihres Sohnes Karl im Jahre 1785 verhalf Amalies Bruder Fürst Friedrich von Salm-Kyrburg ihr zur Flucht nach Frankreich. Amalie Zephyrine gelang es während der Revolution, zu den wichtigsten Kreisen Beziehungen aufzubauen. So war sie gut bekannt mit dem Präsidenten der Nationalversammlung Vicomte Alexandre de Beauharnais und dessen Frau Marie Joséphe de Beauharnais, die spätere Gattin Napoleons und als solche Kaiserin Joséphine von Frankreich. Als diese während des Terreur in Haft saß, nahm sich Amalie ihrer beiden Kinder Hortense und Eugène an, woraus eine enge, lebenslange Freundschaft entstand. Sie öffnete der Fürstin die Salons der Oberschicht des Konsulats, allen voran Joséphines Landsitz Malmaison bei Paris, der ab 1799 einen einzigartigen Landschaftsgarten erhielt – Vorbild und Maßstab für

die französische Gartenarchitektur des 19. Jahrhunderts, insbesondere für die Gärten ihrer Kinder Hortense (spätere Königin von Holland, seit 1815 im Exil am Bodensee) und Eugène (König von Italien und Herzog von Leuchtenberg, seit 1815 im Exil in Bayern und am Bodensee).

1801 hatte Amalie Zephyrine mit ihrem Sohn Karl Kontakt aufgenommen. Sie machte ihn mit den wichtigsten Personen des napoleonischen Kaiserreichs und deren gesellschaftlichen und kulturellen Gepflogenheiten bekannt. Gemeinsam mit Josephine de Beauharnais leitete sie seine Heirat mit Antoinette Murat, Nichte des Königs von Neapel Joachim Murat, in die Wege. Dieses politische und dynastische Wirken Amalie Zephyrines in enger Anlehnung an Napoleon führte letztlich zur Sicherung und Erweiterung der Hohenzollerischen Lande.

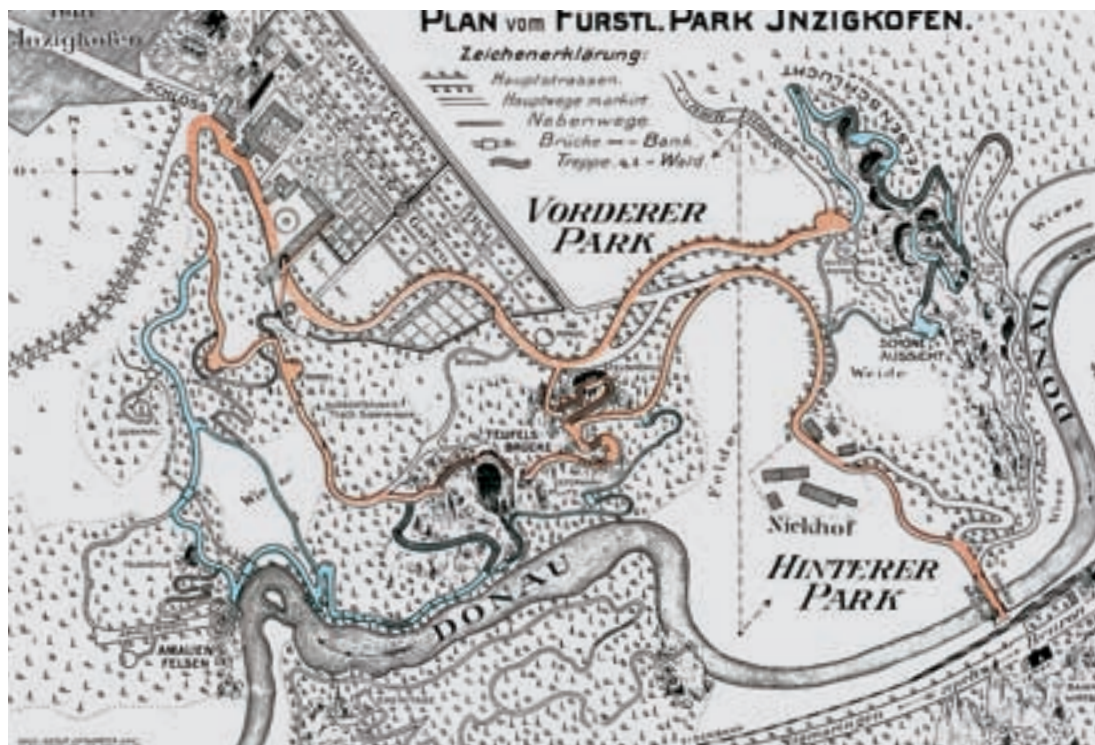
1808 durfte Amalie nach Hohenzollern-Sigmaringen zurückkehren. Sie lebte zunächst mit Sohn und Schwiegertochter im Schloss Krauchenwies, bis sie in dem zu einem Schloßchen umgebauten und erweiterten Amtshaus des ehemaligen Augustinerchorfrauenstifts Inzigkofen 1811 eine eigene Hofhaltung aufnahm. Vor der klassizistischen Blendfassade des Schloßchens ließ sie einen klar gegliederten Ziergarten mit Auffahrt anlegen, einen Pleasureground mit Brunnen und Wachhaus, das 1825 zu einem Speisesaal umgebaut wurde.

1815 pachtete die fürstliche Familie das Gelände nordöstlich der Klosteranlage um dort einen Landschaftsgarten anzulegen. Nur ein Jahr später begann Amalie Zephyrines aus Frankreich verbannte Freundin Hortense de Beauharnais mit

der Planung ihres Landschaftsgartens im schweizerischen Arenenberg. Bis 1829 währten in Inzigkofen die Arbeiten am östlichen Teil der Fürstlichen Anlagen, dem Vorderen Park. 1841 erweiterte Fürst Karl die Anlagen erheblich nach Westen, nachdem er den Nickhof und dazugehörige Güter erworben hatte.

Zurück zur Natur

Der wildromantische Charakter des Donaudurchbruchs bei Inzigkofen war prädestiniert dazu, einen Landschaftsgarten umzusetzen, der gleichermaßen die Empfindsamkeit wie die Vernunft ansprach. Peter Thibaut weist in seiner Diplomarbeit zu den Fürstlichen Anlagen in Inzigkofen auf Bezüge zu den Schriften Hirschfelds hin. Es ist möglich, dass die französischsprachige Fürstin die Abhandlungen des bekanntesten deutschen Gartentheoretikers des 18. Jahrhunderts kannte. Doch viel wahrscheinlicher ist es, dass die von der französischen Aufklärung und dem gartenbegeisterten Umfeld der Bonapartes geprägte Fürstin sich in Inzigkofen an den Garten erinnert fühlte, den Rousseau 1761 in dem Briefroman „Julie und die Neue Heloise“ entworfen hatte: Ein mit einfachsten Mitteln in einem von außen nicht einsehbaren Baumgarten angelegtes Elysium, mit schattigem Grün, mit Vogelgezwitscher und murmelnden Bächen. Entsprechend das Parkgelände doch von Natur aus ganz der Anforderung an eine „schöne Landschaft“, wie sie Rousseau in den „Bekennnissen“ formuliert hatte: „Niemals erschien mir ebenes Land so, mochte es an sich noch so schön sein. Ich brauche Gießbäche, Fel-



1 Karte der Fürstlichen Anlagen von Inzigkofen, um 1900 (Nach unten genordet).



2 *Wie im „Elysium“ – ein Bach windet sich zwischen blumenübersäten Böschungen zur wilden Donau hin, gegenüber das hoch aufragende Felsenufer, wie eine Insel von der Donau umrundet.*

sen, Tannen, dunkle Wälder, Berge, bergauf und bergab holpernde Wege, Abgründe neben mir, dass ich Angst bekomme.“ Hier in Inzigkofen hatte Amalie Zephyrine für sich den Ort zur Realisierung der Gartenidee des „Zurück zur Natur“ gefunden, wie sie gegen Ende des 18. Jahrhunderts von dem Rousseau-Verehrer Girardin in Ermenonville bei Paris, von Herzog Franz von Dessau in Wörlitz und schließlich von Hirschfeld in der Auseinandersetzung mit der englischen Gartenarchitektur in seiner „Geschichte und Theorie der Gartenkunst“ ab 1779 umgesetzt worden ist (Abb. 2).

Schlichte Schönheit

Wie in der Architektur des Directoire und Empire findet auch in der Gartenkunst als Gegenbewegung zum Rokoko eine Hinwendung zu einfachen und klaren Formen statt. Im Gegensatz zu den reich mit Architekturversatzstücken ausgestatteten ersten kontinentalen Landschaftsgärten wird in den napoleonischen Landschaftsgärten des frühen 19. Jahrhunderts, insbesondere in den Exilgärten der Familie Beauharnais-Bonaparte in der Schweiz und in Süddeutschland nach 1815,

die Möblierung stark reduziert – so auch in Inzigkofen. Stattdessen werden die botanischen und topographischen Besonderheiten dem wandelnden Spaziergänger mit wechselnden Blickbeziehungen und Aussichten vorgeführt. Das verzweigte Wegenetz wurde unter dem Gesichtspunkt der dramaturgischen Wirkung sorgfältig im Gelände vor Ort entwickelt. So ist bekannt, dass Hortense de Beauharnais, bevor sie 1816 das Gut Arenenberg an Bodensee kaufte, sich dem Areal und seinen Möglichkeiten zunächst zeichnerisch näherte. Ähnlich wie bei der Landschaftsmalerei, die in diesen neuen Parks intensiv betrieben wurde, waren bei der Auswahl möglicher Blickachsen eine harmonische Bildaufteilung, Licht und Schattenwirkung und ausgewogene Proportionen von entscheidender Bedeutung. So ist es gewiss kein Zufall, dass sich etliche dieser „natürlichen“ Gärten wie in Inzigkofen auf stark abschüssigem Gelände befanden, was eine spannende Wegeführung und viele interessante Blickwinkel erlaubte: die Gärten der Hortense in St. Leu bei Paris und Arenenberg, die ihres Bruders Eugène in Eugenberg und auch der Garten der Weinburg bei Rheineck, die Amalies Sohn Erbprinz Karl von Hohenzollern-Sigmaringen 1817 für seine Frau Antoinette erwarb. Im Unterschied zu den Gärten am Bodensee wird in Inzigkofen auf exotische Pflanzen verzichtet – sicher ein Tribut an das rauere Klima, aber durchaus in Übereinstimmung mit den Prinzipien Rousseaus.

Die fürstlichen Anlagen in Inzigkofen, wie sie zwischen 1815 und 1829 entstanden sind, gehören zum Kreis dieser napoleonisch-aufklärerischen Gärten, die folgende typologische Gemeinsamkeiten haben:

- schlichte Architektur der Gutshäuser,
- mit Parterres gegliederter Pleasureground beim Haus,
- dem natürlichen Geländeverlauf angepasste, verschlungene Wege mit wechselnden Blickbeziehungen, dabei Lenkung der Blicke mittels Bepflanzung,
- Berücksichtigung und Inszenierung von Fernblicken – wie z. B. nach Osten auf Schloss Sigmaringen und die Kirche von Laiz (Abb. 8),
- fließender Übergang unterschiedlicher Zonen wie „englischer“ und „italienischer“ Garten (z. B. in Arenenberg) oder auch heiterer, melancholischer, feierlicher und romantischer Garten,
- raffinierte Nutzung der natürlichen „Ausstattung“ mit Felsen, Grotten, Schluchten, dabei Akzentuierung der natürlichen Formationen mit wenigen Sonderbauten wie z. B. dem „Fürstehäusle“ von 1817 auf dem Umlaufberg gegenüber vom Amalienfelsen,
- Gewässer als zentraler Bestandteil oder Bezugspunkt des Parks, sei es der Bodensee oder die



Donau, an deren Ufer Bootslanden angelegt werden, um die besondere Attraktion des Übersetzens bieten zu können (Abb. 3),

– Motiv der Insel – nach dem Vorbild der durch Rousseau weltberühmten St.-Peters-Insel im Bieler See: In Arenenberg die Reichenau, in Inzigkofen das von der Donau umrundete Felsenufer mit dem hoch gelegenen Fürstenhäusle gegenüber vom Amalienfelsen,

– Gelegenheiten zum Innehalten auf Wiesen, Plätzen oder Rondells, die in das Wegenetz integriert sind. Bei festlichen Gelegenheiten konnten hier Zelte oder Hütten aufgestellt werden,

– ein Element des Memento Mori im „melancholischen“ Bereich des Gartens – in Ermenonville die Grabinsel des Rousseau, in Malmaison das Grab der Melancholie (!), in St. Leu das Grabmal des ersten Sohnes der Hortense, Charles Bonaparte, in Inzigkofen das unweit der Steinäcker auf einem freistehenden, wie ein Schneckenberg begehbaren Felshügel errichtete Denkmal für den 1794 in Paris hingerichteten Fürst Friedrich von Salm-Kyrburg, den Bruder der Amalie Zephyrine, dessen politische Ideen und Abenteuer sie geteilt hatte (und der übrigens 1780 im Stammsitz Kirn/Eifel mit der Anlage eines Schlossparks „Amalienlust“ begonnen hatte, der nie fertig gestellt worden ist) (Abb. 4).

Amalie Zephyrine hatte sich mit den Fürstlichen Anlagen einen „grünen Salon“ geschaffen, in dem sie auf angemessene Weise Hof halten konnte. Hortense de Beauharnais und ihr Sohn Louis Napoleon, der spätere Napoleon III., waren



3 Die Steinwiese am Donaudurchbruch, wo eine „Schiffssäule“ stand – von hier aus konnten die herrschaftlichen Besucher auf das andere Ufer übersetzen.

4 Der Felsen mit dem Denkmal für Fürst Friedrich von Salm-Kyburg, das Denkmal wurde 1999 auf Initiative des Inzigkofener Bildungswerks und des Schwäbischen Albvereins rekonstruiert.

neben anderen prominenten Persönlichkeiten häufig zu Gast. 1824 verlegte die Fürstin ihre Hofhaltung in ein an der Sigmaringer Karlstraße erbautes Schlösschen, später bezog ihr Enkel Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen mit seiner Familie Schloss Inzigkofen. 1847 wurde der Wohnsitz seiner verstorbenen Großmutter in Sig-

5 Nach 1840 wurde mit aufwändigem Wegebau die Steilwand überwunden – hier bei der „Teufelhöhle“.



6 Das Felsentor im Parkbereich, der nach 1840 angelegt worden ist. Dahinter die „Teufelsbrücke“, 1895 in Beton an der Stelle der 1843 erbauten Holzbrücke über die tiefe Schlucht der „Höll“ gespannt.



maringen für ihn zum repräsentativen Stadtpalais erweitert – der Prinzenbau mit anschließendem Park, Inzigkofen aber blieb einer der bevorzugten Sommersitze der Familie.

Vom malerischen Landschaftsgarten zum historistischen Erlebnispark

Mit dem Zukauf des Geländes um den Nickhof im Jahre 1841 öffnete Fürst Karl die fürstlichen Anlagen nach Westen zur Degernau. Mit neu angepflanzten Linden-, Kastanien- und Pappelalleen ließ er die westlichen Parkbereiche mit dem Vorderen Park und dem Klosterareal verbinden. Auf-



7 Die „Teufelsbrücke“ über die „Höll“ – der fast undurchdringliche Wald verdeckt den schaurigen Tiefenblick.

wändige Wegebauarbeiten in Kalktuff und Holz waren notwendig, um den Steilhang des Donaudurchbruchs zu erschließen, der den Park bislang nach Westen begrenzt hatte (Abb. 5). 1848 hatte Fürst Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen den Berliner Architekten Friedrich August Stüler beauftragt, Entwürfe für eine historische Umgestaltung des Klosters Inzigkofen in eine neugotische Anlage zu zeichnen – die Planung blieb in den Anfängen stecken. Historisiert wurde jedoch das so genannte Fürsten- oder Teehäusle, das der Fürst 1853 in eine gotische St. Meinradskapelle umbauen ließ. Der Charakter als romantischer Park blieb erhalten, wurde aber durch spektakuläre Elemente wie steile Staffelwege, gewagte Aussichtspunkte, möblierte Grotten oder die „Teufelsbrücke“ von 1843 über die steil zur Donau abfallende „Höll“ zu einem märchenhaften Erlebnispark gesteigert (Abb. 6 und 7).

Und heute?

Die Fürstlichen Anlagen haben heute immer noch den Charme der schönen Wildnis, der *bon sauvage*. Ihre eigentliche Schönheit ist aber verdeckt vom dichten Blätterdach des Waldes, der sich weitgehend ungehemmt ausbreiten konnte. Die Gartenkunst in den fürstlichen Anlagen bestand in der Schaffung verschiedenster Blickbeziehungen mittels eines ausgeklügelten Wegenetzes in einem „von Natur aus“ malerischen Gelände. Wegen der Verwaltung und Verbuschung des Parkes ist das einstige Spiel wechselnder Ausblicke auf pittoreske Motive des Donaudurchbruchs und die freie Landschaft nur noch zu erahnen. Das umfangreiche historische Wegenetz blieb nur in den Hauptwegen erhalten, viele Nebenwege sind zwar im Terrain noch zu entdecken, doch sind sie in ihrer Funktion von wilden Trampelpfaden ersetzt worden. Bereits 1986 lag mit der Diplomarbeit Peter Thibauts ein Maßnahmenkatalog vor, der eine behutsame Auslichtung des Waldes und eine Rekonstruktion der funktional wesentlichen historischen Wege vorschlug. 1992 wurden diese Vorschläge durch ein weiteres gartendenkmalpflegerisches Gutachten bestätigt. Es steht zu hoffen, dass diese wichtigen Pflegemaßnahmen bald umgesetzt werden, damit die Fürstlichen Anlagen in ihrer Einzigartigkeit für die Nachwelt erfahrbar bleiben.

Literatur

Max Beck (Hrsg), Inzigkofen, Kurzchronik mit Bildern aus Inzigkofen, Vilsingen und Engelswies, Horb 1988.

Christina Egli, Eine botanische Familie: Die Bonapartes, die Beauharnais und ihre Parks, in: Gügel, Domi-



8 Die Lindenallee
Amalienhöhe auf dem
Amalienfelsen – in
der Achse der Allee ist
im Dunst die Kirche
von Laiz zu erahnen.

nik und Egli, Christina (Hrsg.), Arkadien am Bodensee, Europäische Gartenkultur des beginnenden 19. Jahrhunderts, Stuttgart, Wien, 2005, S.11–63.

Dominik Gügel, Schloss Arenenberg und sein Landschaftspark, in: Gügel, Dominik und Egli, Christina (Hrsg.), Arkadien am Bodensee, Europäische Gartenkultur des beginnenden 19. Jahrhunderts, Stuttgart, Wien, 2005, S.111–166.

Fritz Kallenberg, Fürstin Amalie Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen und ihre Hofhaltung im Inzigkofen Schloss, in: Köhle-Hezinger, Christel und Kick, Iris (Hrsg.), Inzigkofen, 50 Jahre Volkshochschulheim im einstigen Augustinerinnenkonvent, Weißenhorn 1998.

Jean-Jacques Rousseau, Die Bekenntnisse. Übers. v. Alfred Semerau, München 1978.

Ralf Schiemann, Fürstliche Parkanlage in Inzigkofen,

Denkmalpflegerisches Gutachten, Manuskript, Tübingen 1992.

Peter Thibaut, Die Fürstlichen Anlagen bei Inzigkofen, Diplomarbeit der FH Nürtingen, Manuskript 1986.

Edwin Ernst Weber, Fürstin Amalie Zephyrine in Inzigkofen, in: Hohenzollerische Heimat, 49. 1999, S. 7–11.

Edwin Ernst Weber, Das Kloster Inzigkofen, in: Klöster im Landkreis Sigmaringen; Lindenberg 2005, S. 166–212.

Martina Goerlich

Regierungspräsidium Tübingen

Referat 25 – Denkmalpflege



Orangerien im Main-Tauber-Kreis

Beispiele in Bronnbach, Eichel, Messelhausen, Weikersheim und Wertheim

Die Orangerie als Bauaufgabe stellte sich erst seit dem 16./17. Jahrhundert, als Adel und hohe Geistlichkeit Pflanzen aus Südeuropa und Übersee zum Vergnügen und zur Repräsentation entdeckten. Zur Überwinterung dieser kälteempfindlichen Gewächse bedurfte es spezieller Gebäude, die die Pflanzen, vor allem Orangenbäume, vor Frost schützten, zugleich aber ausreichend Licht einließen. Der Gebäudetyp erlebte im 18. Jahrhundert seine größte Verbreitung, um dann gegen Ende des 18. Jahrhunderts wieder an Bedeutung zu verlieren. Gemeinsam ist den Orangerien, dass sie in oder am Rande eines Gartens stehen, eine – zum Einfangen des Sonnenlichts – nach Süden gewandte, großzügig verglaste Langseite haben und beheizbar waren. Die Bandbreite möglicher Variationen dieses Bautyps in Konstruktion, Gestalt und Einbindung lässt sich sehr anschaulich an den Orangerien im Main-Tauber-Kreis darstellen.

Judith Breuer

Im Main-Tauber-Kreis haben sich vier Orangerien oder Gewächshäuser erhalten; weitere sind archivalisch belegt. Die älteste und architektonisch aufwändigste ist die zweiteilige Orangerie im Schlosspark zu Weikersheim, erbaut 1719 bis 1723. Das Gärtnerhaus des ehemaligen Tauberhofgartens in Wertheim aus der Mitte des 18. Jahrhunderts birgt einen – im 20. Jahrhundert durch Zwischenwände unterteilten – Festsaal, der aus einer Pflanzenhalle hervorgegangen ist. Überregional bekannt ist die Orangerie des ehemaligen Zisterzienserklosters Bronnbach bei Wertheim, die 1774/75 erbaut, sich durch ein großes figürliches Gemälde auf dem Sonnenfang der Schauseite auszeichnet. Wahrscheinlich aus der Zeit um 1780 stammt die kleine, im Typus der Bronnbacher ähnelnde Orangerie im Schlossgarten von Messelhausen. Die fünfte und jüngste der hier vorgestellten Orangerien existiert nur noch in Plänen, da sie bereits 1816 in einen Festsaal verwandelt worden ist. Es handelt sich um den 1777 zusammen mit dem Eichelhofschlösschen bei Wertheim erbauten Vorgänger des heutigen Gartensaals.

Die ehemalige Orangerie im Schlösschen in Wertheim-Eichel

Das Eichelhofschlösschen mitsamt einer Orangerie wurde 1777 am Mainufer östlich von Wertheim auf Veranlassung des bereits betagten Gra-

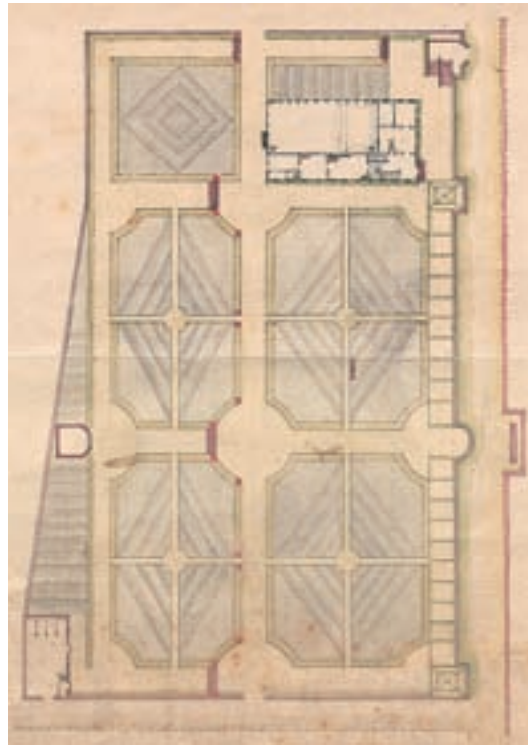
fen Friedrich Ludwig zu Löwenstein, Wertheim und Virneburg (1706–1796) errichtet. Als Baumeister beauftragt war Dieterich Gottlieb Bepfler, eigentlich Maurermeister. Das Schlösschen gliedert sich bei langrechteckigem Grundriss in den pavillonartigen Wohnteil im Stil des Rokoko, der sich dem Main zuwendet, und die ursprüngliche Pflanzenhalle oder Orangerie, seit 1817 zum heutigen Festsaal umgebaut, der – wie schon die Pflanzenhalle – mit der Langseite in Richtung Stadt orientiert ist. Die Fensterfront der Pflanzenhalle war – wie die Ansicht von 1783 zeigt – in elf hohe verglaste Öffnungen zwischen Rotsandsteinpfeilern gegliedert und – wie die Bronnbacher Orangerie – schwanenhalsartig schräg gestellt. Sie war zudem – wie dem Grundriss von 1783 zu entnehmen ist – mit einem Ofen ausgestattet. Zwar teilte die Pflanzenhalle oder Orangerie das Dach mit dem Schlösschen, doch war sie wenig repräsentativ in die Raumabfolge des Schlösschens eingebunden. Die Haupterschließung der Pflanzenhalle erfolgte über den Garten. Zu dieser ersten Schlossanlage von 1777 gehörte ein regelmäßiger Park, den der von Altenfelder 1783 erstellte „Geometrische Grundriss“ wiedergibt. Der Garten hatte mit 0,7 ha nur ein Fünftel der heutigen Fläche. Vor der Front der Pflanzenhalle alias Orangerie befand sich eine Terrasse, dann schon folgte nach kurzem Abstand die Einfriedung. Die im Plan von 1783 stützenfrei dargestellte, also damit sicherlich 1777 ohne

Stützen erbaute Pflanzhalle diente bis zu ihrem Umbau 1816/17 der Aufbewahrung kälteempfindlicher Kübelpflanzen in der Winterzeit. Im Sommer standen diese Pflanzen auf der Terrasse vor der Halle. Zu dieser Zeit konnte die leer geräumte Pflanzhalle als Veranstaltungsstätte für Feste genutzt werden. Aus diesen Sommerfesten wurde denn wohl auch die Idee zu einem ständigen Festsaal geboren, die einige Jahrzehnte später den Erben zum Umbau der Pflanzhalle bewegen sollte.

1816/17 ließ Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (1775–1855) nicht nur den Garten auf 3,6 ha vergrößern und in einen Landschaftsgarten umwandeln, sondern auch die Fensterfront der Pflanzhalle abbrechen und eine senkrechte Fassade mit neun großen statt bisher elf Fenstern errichten und dahinter den klassizistisch gestalteten Festsaal einbauen. Die Funktion der knapp 40 Jahre alt gewordenen Orangerie übernahmen fortan separate Pflanzhäuser im Garten, von denen weder eines erhalten noch in seinem Aussehen dokumentiert ist.

Das Gewächs- und Gärtnerhaus des Tauberhofgartens in Wertheim

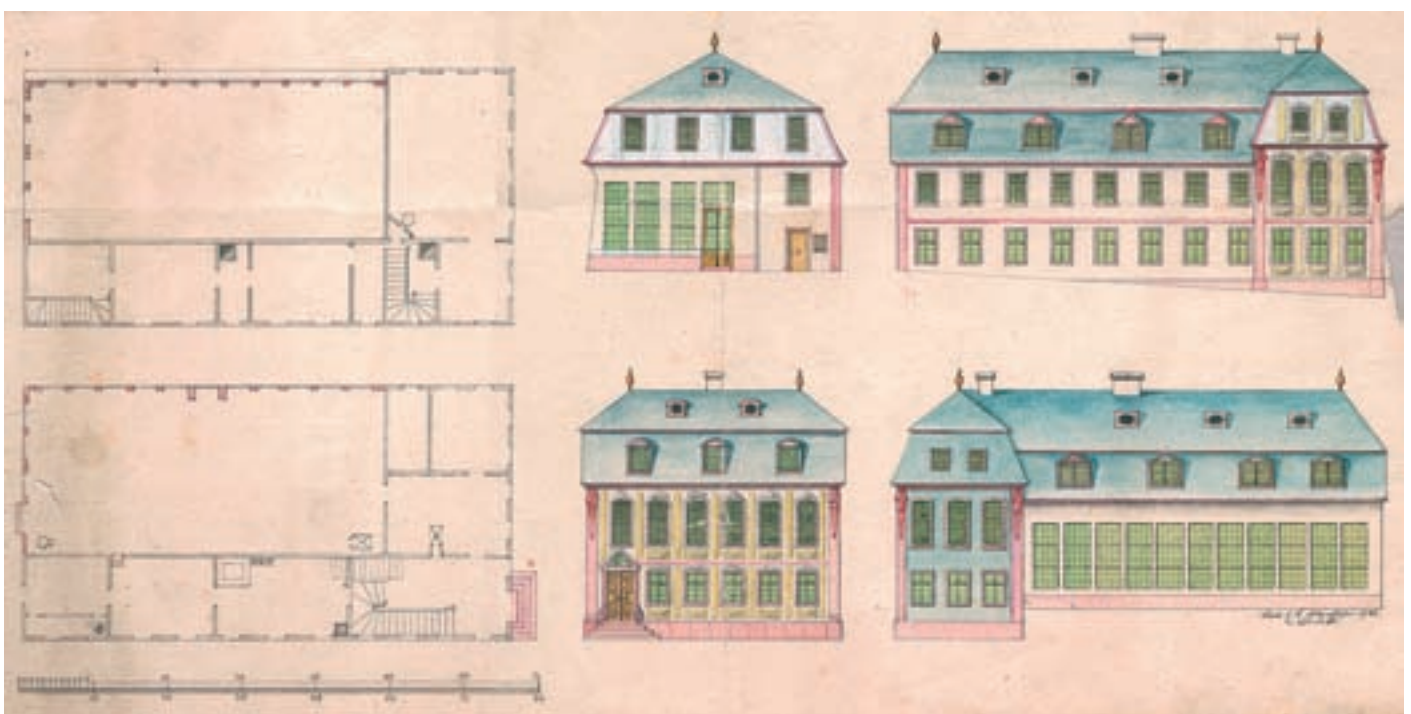
Der älteste Bruder des Erbauers vom Eichelhofschlösschen, Graf Johann Ludwig Vollrath von Löwenstein-Wertheim-Virneburg (1705–1790), der so genannte Prächtige, hatte um die Mitte des 18. Jahrhunderts, nach einem Besuch in Versailles, oberhalb des Tauberviertels in Wertheim den Tauberhofgarten anlegen lassen. Reste dieser nach französischem Vorbild regelmäßig angelegten Gartenanlage sind der ehemalige Teepavillon



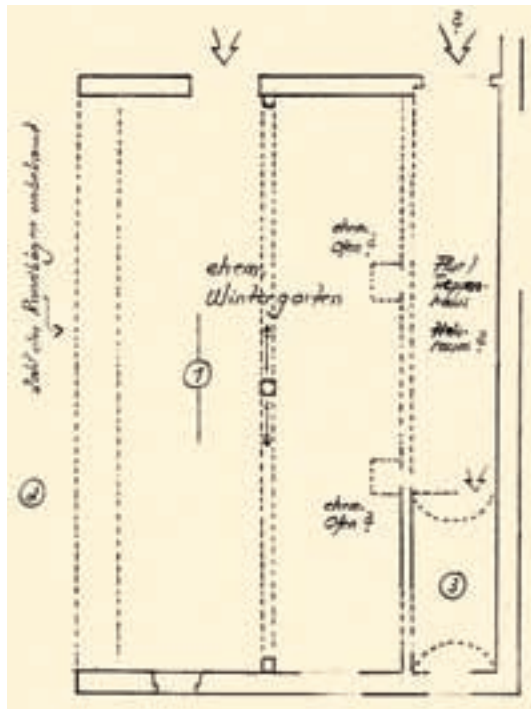
1 Plan von 1783 mit dem regelmäßigen Eichelhofgarten zu Wertheim, wie er von ca. 1777 bis 1816 bestand, bezeichnet
 „GEOMETRISCHER. GRUNDRISS
 SEINER DES REGIERENDEN HERRN GRAFEN FRIEDRICH LUDWIGS HOFGRAEFLICHEN ERLAUCHT ZUSTÄNDIGEN GARTENS GEGEN EICHEL GELEGEN“.

von 1768 (Eduard-Uihlein-Str. 6a), ein Ovalbau, bemalt mit Darstellungen von Göttinnen der Jagd und Musik, Schäfern und Schäferinnen sowie Landschaften. Dazu gehört auch das ehemalige Gewächs- und Gärtnerhaus (Kurt-Lutz-Str. 2), ein verputzter Holzständer- und Fachwerkbau mit massiven Schmalseiten unter hohem Mansarddach. Ob der in die Fassade eingesetzte 1695 datierte Ofenstein von einem älteren Kern- oder Vorgängerbau stammt, ist ungeklärt. Eher dürfte das Gefüge dieses Baus im Wesentlichen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts entstanden sein. Er barg – wie eine bauhistorische Untersu-

2 Hofgartenschlösschen in Wertheim-Eichel, erbaut 1777. Ausschnitt des Plans von 1783 mit Grundrissen und Ansichten. Die stützenfreie Halle, eine Pflanzhalle oder Orangerie, hatte damals eine schräg gestellte Fensterfront.



3 Wertheim, Gewächs- und Gärtnerhaus des ehemaligen Tauberhofgartens, Grundriss mit rekonstruiertem Erstzustand als Gewächshaus alias Wintergarten.



chung erbrachte – ursprünglich ausschließlich eine ebenerdige Halle von etwa 4 m Höhe mit einer Mittelstütze und einen Seitenflur. Dabei handelte es sich höchstwahrscheinlich um eine Pflanzenhalle mit Heizgang, also ein Gewächshaus für kälteempfindliche Pflanzen. Noch im 18. oder frühen 19. Jahrhundert wurde in der Mansarde die Gärtnerwohnung eingebaut. Wohl im frühen 19. Jahrhundert erfolgte ein größerer Umbau des Erdgeschosses. Dabei bekamen Halle und Flur einen über dem Erdreich aufgeständerten hölzernen Bodeneinbau; die Halle wurde verputzt und erhielt die in Resten erhaltene Stuckkehledecke. Seit dieser Zeit dürfte die ehemalige Pflanzenhal-

4 Gewächs- und Gärtnerhaus des ehemaligen Tauberhofgartens in Wertheim, Zustand 2004.



le nicht mehr in ihrem ursprünglichen Sinne benutzt worden sein. Der nässeempfindliche Bodenaufbau und die anspruchsvolle Deckenausbildung legen nahe, dass der Saal nunmehr als Festsaal diene. Es erfolgte also die gleiche Umnutzung wie bei der ehemaligen Pflanzenhalle im Eichelhofschlösschen.

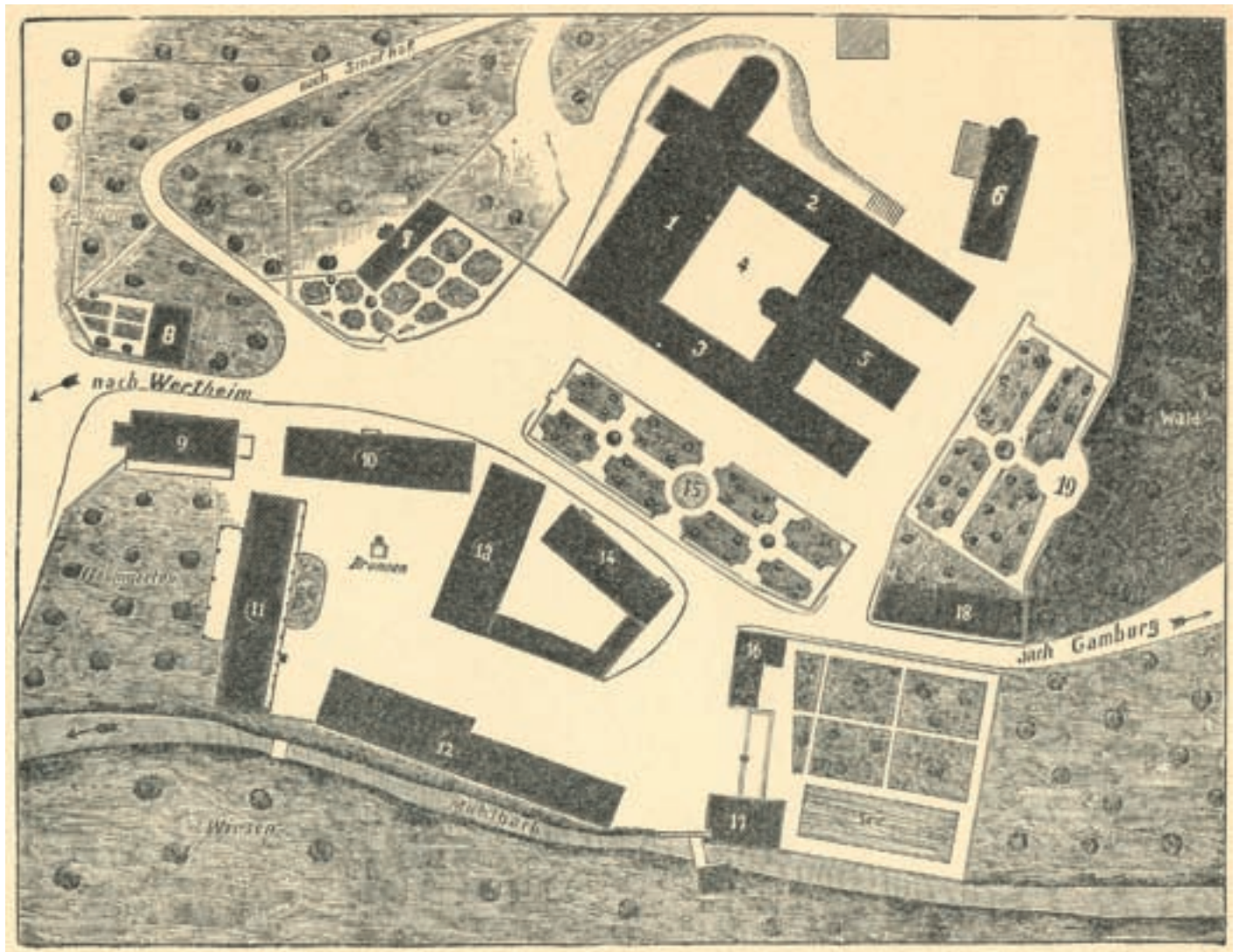
Nach 1910, also nach dem Übergang des Gebäudes aus fürstlichem in privates Eigentum, wurde dann die mutmaßlich in Rund- oder Segmentbögen geöffnete Südostfront durch eine verputzte Fachwerkwand mit kleineren Fenstern ersetzt und der Saal in Wohnräume unterteilt. Die älteste Stütze mit den dekorativen Knaggen und zwei jüngere sind dabei ablesbar in den Wänden erhalten geblieben. Das Gebäude steht seit längerem leer. Es bedarf einer grundlegenden Instandsetzung und Wiedernutzbarmachung, bei der eine Wiederherstellung des Saals sinnvoll wäre.

Die Orangerie des ehemaligen Zisterzienserklosters in Wertheim-Bronnbach

In ihrer Funktion noch anschaulich überliefert ist die Orangerie des ehemaligen Zisterzienserklosters in Bronnbach, die 1774/75 in einer Zeit der Prosperität des Klosters errichtet wurde. Abt Ambrosius Balbus (gestorben 1783) ließ sie anlässlich des 20. Jahrestags seines Eintritts in das Kloster erbauen. Der Baumeister ist nicht bekannt. Als Standort wurde der Bereich nahe des nördlichen Haupttores, zwischen Klosterkirche und Bursariat, gewählt. Für ihren Bau ließ Abt Ambrosius 1773 die ehemals für die Gäste bestimmte gotische Andreaskirche, die nach Öffnung der Klosterkirche auch für weibliche Besucher überflüssig geworden war, abbrechen. Nach Süden orientiert, wendet die Orangerie ihre Schauffront dem Abteigarten zu.

Die 15-achsige Fensterfront der Orangerie ist als Holzständerkonstruktion, die übrigen Umfassungswände sind dagegen als verputzte zweischalige Bruchsteinmauern mit rotsandsteinernen Eckquaderungen und Gewänden ausgebildet. Die Rückwand steht in geringem Abstand vor einer Terrassenmauer. Ein Pultdach, das auf der Terrassenmauer aufliegt, deckt den Bau. Es war ursprünglich mit Schiefer und ist spätestens seit dem 20. Jahrhundert mit Biberschwanzziegeln eingedeckt.

Die Bronnbacher Orangerie zeichnet dabei ein besonders ausgeprägter konkaver Dachüberstand aus, ausladender als bei der 1816 aufgegebenen Orangerie im Eichelhofschlösschen. Die Grundkonstruktion dieser mehr als Schutz der Fensterfront denn als Sonnenfang dienenden Hohlkehle ist eine Bohlen-Lamellen-Konstruktion

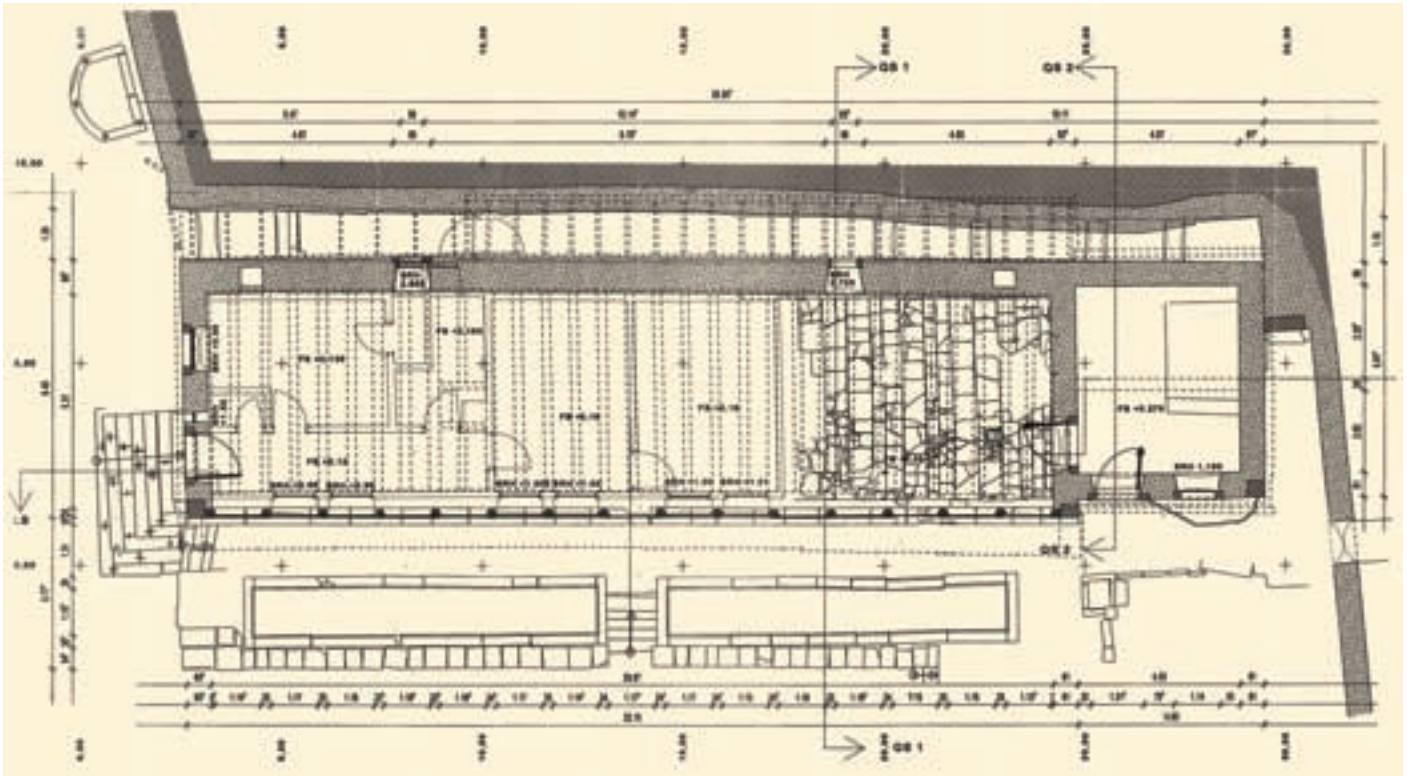


mit einem Spaltrutengitterwerk als Putzträger, geschmückt durch ein Außengemälde mit den stattlichen Maßen von 4,20 m x 22 m. Auftraggeber dieses Gemäldes ist Abt Ambrosius, was sein im Mittelfeld aufgemaltes Wappen bezeugt. Der oder die Maler sind unbekannt. Das Gemälde, eine zum Teil freskale Kalkmalerei, gliedert sich spiegelsymmetrisch in zwei größere Bildfelder, die mittig von einer Pyramide mit erwähntem Wappen untergliedert sind. Die Frauengestalten, eine mit Blumenstrauß, die andere mit Früchten, zu beiden Seiten der Pyramide werden als Flora und Pomona, die Göttinnen der Blumen und Früchte, oder auch als Frühling und Herbst gedeutet. Die gesamte Bildfläche rahmen wiederum zwei tempelartige Pavillons. Darin sind rechts eine Gruppe mit Musikanten und Blumengirlanden, die wohl den Sommer versinnbildlicht, und links eine Gruppe von Personen in Mänteln und mit Hüten bei einem Feuer, offensichtlich Sinnbild des Winters, dargestellt. In den wiederum von Vasen auf Postamenten unterteilten Bildfeldern finden sich Personifikationen mit entsprechenden Attributen der vier damals bekannten Erdteile, also von Afrika, Amerika, Asien und Europa. Mit

diesem Gemälde wurde die Orangerie mit dem Jahreszeitenzyklus und exotischen Kontinenten, aus denen zahlreiche der zu beherbergenden Pflanzen stammten, in programmatischen Zusammenhang gebracht. Mit ihrem Gemälde erweitert die Orangerie zugleich den tatsächlichen Abteigarten perspektivisch und gibt ihm – obwohl in keinem axialen Bezug zu diesem – einen krönenden Blickabschluss.

Die Orangerie kam mit dem Kloster Anfang des 19. Jahrhunderts an die Fürsten von Löwenstein-Wertheim-Rosenberg. 1939 wurde das Außengemälde umfangreich restauriert, wobei Putzbereiche erneuert, abgelöste Putzschichten mittels Schrauben befestigt und verwitterte Bereiche übermalt wurden. Kurz nach dem Zweiten Weltkrieg, die Orangerie war schon seit einigen Jahrzehnten mehr verbrettert als verglast, wurde in den westlichen Teil eine Notwohnung eingebaut und in den Sturz des bestehenden Türgewändes die Jahreszahl 1948 eingraviert. Die letzten vier vielleicht originalen Sprossenfenster wurden dabei entfernt. Im Ostteil blieb jedoch die Pflanzhalle im Altzustand erhalten einschließlich ihres Sandsteinplattenbodens. Der Ofen zur Beheizung

5 Lageplan des Zisterzienserklosters Bronnbach mit der Orangerie (bezeichnet 7), geosteter idealisierter Plan.



6 Grundriss der Orangerie des ehemaligen Zisterzienserklosters Bronnbach bei Wertheim, Bauaufnahme von Johannes Gromer, Oppenweiler.

bei Frost soll im südlichen Anbau gestanden haben. Wahrscheinlicher aber ist es, dass sich einst zwei oder mehr Öfen im Gang zwischen Rückwand und Böschungsmauer befanden.

Jahrzehnte später zeigte das Außengemälde, in Abhängigkeit von der Witterungsexposition, wieder Schäden. 1970 erfolgte eine erneute rekonstruierende Überarbeitung. Auslöser für die jüngste restauratorische Sicherung war das Vorhaben des Main-Tauber-Kreises, der seit 1986 Eigentümer des Klosters ist, in der Orangerie eine Mensa für das im Kloster untergebrachte Bildungszentrum einzurichten. Da dies den Anbau

einer Großküche bedingte, die in den anschließenden Hang eingegraben wurde, verlangte die Denkmalpflege vor diesem mit Erschütterungen verbundene Umbau eine Untersuchung von Unterkonstruktion sowie Putz und Malschicht zwecks einer vorbeugenden Sicherung. Diese Untersuchung erfolgte 2002; sie ergab, dass die hölzerne Trägerkonstruktion einschließlich der Sparren und Deckenbalken erhebliche Schäden aufwies und dass der Putz zum Teil hohl lag. Eine Teilerneuerung der Dachwerk- und Trägersubstanz, der Ersatz der rostigen Schrauben, ein Hinterspritzen der Putzschichten und Festigen der



7 Orangerie in Bronnbach von der Schauseite, Zustand nach der Instandsetzung im April 2006.

Malschichten erwiesen sich als notwendig. 2003/2004 wurden die komplizierten restauratorischen Konservierungsarbeiten durchgeführt. Abschließend erfolgten Retuschen, um die Lesbarkeit des Gemäldes zu verbessern. Während der Innenraum neue Oberflächen erhielt, wurde das Außengemälde vorbildlich konserviert. Mit der Wiederherstellung des Großraums und der Wiederverglasung der Schauseite ist die Bronnbacher Orangerie seit 2005 wieder ein anschauliches Beispiel spätbarocker Gartenarchitektur, das, als Besonderheit, ein Außengemälde kulturell und künstlerisch überhöht.

Die Orangerie im ehemaligen Schlossgarten in Messelhausen (Stadt Lauda-Königshofen)

Kaum bekannt, weil hinter Schloss-, heute Klostermauern verborgen, ist die kleine Orangerie in Messelhausen. Sie gehört zur ehemaligen Schlossanlage der Freiherren von Zobel. Das jetzige, ältere Vorgänger ersetzende Schloss entstand 1740/44. Die Gartenanlage wurde 1830/32 im Zusammenhang mit der Wiederbewohnbarmachung des Schlosses nach Jahren des Verfalls neu als Landschaftsgarten angelegt und dabei vergrößert. Seit Mitte des 20. Jahrhunderts gehört das Schlossanwesen den Würzburger Augustiner-Patres, die hier ein Filialkloster führen.

Die Orangerie steht südöstlich des Schlosses an der Schlossmauer, im Bereich der regelmäßig angelegten Krautgärten. Sie orientiert sich gegen den Garten, ohne dass eine Wegachse auf sie Bezug nimmt. Genaues Baudatum und Baumeister der Orangerie sind nicht bekannt. Aufgrund ihrer mit der Bronnbacher Orangerie vergleichbaren Kubatur liegt eine Erbauung in den 1770er-Jahren nahe. Im Unterschied zur Orangerie in Bronnbach hat sie eine nur etwa halb so große Grundfläche (3,94 x 12,11 m) und keine repräsentative Funktion.

Ihre in Glasflächen aufgelöste Südwestfassade ist schräg gestellt. Dieisterelemente darin stammen aus zwei Phasen des 20. Jahrhunderts. Als Rückfront dient die Umfassungsmauer des Schlossanwesens. Gedeckt ist der Bau mit einem Pultdach, das an der Südseite einen Überstand ausbildet. Ihre Schmalseiten sind aus verputztem Bruchsteinmauerwerk. Eckquaderungen aus gelbem Sandstein rahmen die Fensterfassade. Die Ostseite weist zwei aus gleichem Sandstein veretzte Rundbogenfenstergewände auf, die nachträglich mit Backstein zugemauert wurden. Vermutlich wurden diese Fenstergewände erst um 1830 eingebrochen. An der Westseite befindet sich der Zugang, eine Rechtecköffnung mit Rot-sandsteingewände.



Die Südwestfront weist keine Holzständer auf wie die Bronnbacher Orangerie. Für die Queraussteifung sorgt eine außermittig sitzende Querwand, auf der ein Rähmbalken aufliegt. Angesichts der Gliederung der heutigen Fenster, von denen die im Westteil befindlichen auf originale Vorgänger zurückgehen dürften, ist anzunehmen, dass die Fensterfront in fünf Einheiten unterteilt war. Im Inneren der Orangerie befindet sich ein älterer Ziegelboden. Die Dachkonstruktion samt Deckung wurde um 1990 völlig erneuert, sodass das genaue Erbauungsjahr der Orangerie mittels einer Dendrodatierung nicht mehr zu ermitteln ist.

8 Messelhausen, Orangerie des ehemals Zobelischen Schlosses, Zustand Mai 2006.



9 Messelhausen, Orangerie des ehemals Zobelischen Schlosses, Innenraum gegen die östliche Schmalseite mit den nachträglich vermauerten Rundbogenöffnungen.

Die Orangerie wurde jahrzehntlang zur Aufbewahrung von Pflanzen und zuletzt von Gartentensilien genutzt, sodass sie ihre Funktion anschaulich bewahrt hat; sie ist heute Teil eines Augustinerfilialklosters und soll im Laufe des Jahres 2006 wieder für die Überwinterung von Pflanzen hergerichtet werden. Dabei sollen auch bauunterhaltende Maßnahmen wie die Schließung von Putzfehlstellen und von Rissen in den Sandsteingewänden vorgenommen und im Austausch gegen irreparable Fenster neue, gleichartig untergliederte Holzfenster eingesetzt werden.

Die Orangerie im Schlossgarten zu Weikersheim

Die größte und architektonisch aufwändigste Vertreterin der Baugattung Orangerie ist die im Schlossgarten von Weikersheim. Sie ist zugleich die älteste der hier vorgestellten und der im Main-Tauber-Kreis erhaltenen Orangerien. Erbaut wurde sie 1719/23 als südlicher Abschluss des Schlossgartens, der vor dem im Wesentlichen aus dem 17./18. Jahrhundert stammenden Schloss der Grafen von Hohenlohe ab 1708 angelegt wurde. Auftraggeber für diese Gartenanlage mit Orangerie waren Graf Carl Ludwig (1674–1756) und seine zweite Ehefrau Elisabeth Friederike Sophie, Prinzessin aus dem Hause Öttingen. Der Schöpfer der Orangerie, Ingenieur Johann Christian Lüttich (1688–1769), kam auf Vermittlung der Gräfin aus Öttingen (Bayerisch Schwaben) nach Weikersheim. Für den Grafen von Hohenlohe sollte er in Weikersheim noch das Jagdschloss Carlsberg und die Arkadenbauten am Marktplatz entwerfen.

10 Weikersheim, die Orangerie im Schlossgarten vor dem Wiederaufsetzen eines Daches, Zustand Herbst 1994.



Die ganze Breite des Gartenparterres einnehmend, bildet die Orangerie ein gewichtiges Gegenüber zum Schloss. Der Bau besteht aus zwei Teilen mit konkaven Schmalseiten, die zum Garten eine bühnenartige Exedra formen. Genau in der Achse des Gartenhauptwegs öffnen sich die beiden Bauteile und bieten freien Blick in die Tauberlandschaft. Beide Bauteile sind massiv, verputzt und weisen Gliederungen aus gelblichem Sandstein auf. Geöffnet sind die Orangeriebauteile in Rundbögen zwischen Blendpilastern, denen im Bereich der konkaven Exedra Säulen vorgesetzt sind. Auf den Vorsprüngen und in den Rundbogennischen stehen Skulpturen antiker Götter und Helden sowie von vier Herrschern antiker Weltreiche.

In der Exedra der Orangerieflügel befand sich bis 1858 das Reiterstandbild des Grafen Carl Ludwig, das 1721 ebenso wie zahlreiche Skulpturen an der Orangerie von Philipp Jakob Sommer aus Künzelsau geschaffen wurde. An den Orangerieskulpturen war zudem auch sein Bruder Georg Christian Sommer tätig. Reiterstandbild und Skulpturenprogramm dienten der Verherrlichung des Hohenlohischen Regenten und seiner Frau. Heute steht anstelle des Reiterstandbildes des Grafen die steinerne Allegorie der Europa, die 1733 für das Jagdschloss Carlsberg ebenfalls durch die Bildhauer der Familie Sommer geschaffen wurde.

Die beidseitigen Öffnungen der Orangerie unterstreichen bis heute den Charakter eines Belvedere, also eines Gebäudes, von dem aus man eine schöne Aussicht auf Park und Schloss und sogar einen Durchblick in die offene Landschaft genießen kann. Die breiten und hohen Arkadenöffnungen verweisen auf die eigentliche praktische Funktion des Gebäudes, und zwar die eines Schutzhauses für lichtbedürftige und kälteempfindliche Pflanzen, die hier anfangs in Hochbeeten angepflanzt waren. Es waren, wie archivalisch überliefert ist, vorrangig Orangen- und Zitronenbäume, weiter Yucca-, Feigen-, Zypressen- und Lorbeerbäume.

Die seitlichen Pavillons trugen von Anfang an feste Dächer mit Schieferdeckung und erlaubten auch bei Regen den Aufenthalt in der Nähe des Gartens und der wertvollen Orangeriepflanzen. Hier standen auch jeweils zwei Öfen, mit denen auch die Pflanzensäule geheizt wurden.

Die Mittelteile der Orangerie hatten ursprünglich keine festen, sondern abschlagbare Pultdächer. Während des Sommers glich die Orangerie damals, wegen des verbleibenden Deckengebälks, eher einer Pergola. Die Nordöffnungen zum Garten waren ursprünglich nicht verglast; bei Anbruch des Winters wurden sie durch innere Läden geschlossen. Die Südfassade gegen die offene



Landschaft, in kräftige Mauerpfeiler zwischen ursprünglich acht Rechtecköffnungen gegliedert, war dagegen schon ursprünglich verglast. Um die Mitte des 18. Jahrhunderts, als man der Orangerie ein festes Dach aufsetzte und dabei die ortsfesten Pflanzen aufgab, wurden diese Öffnungen durch Rundbögen verstärkt. 1764/65 erhielten diese Öffnungen wieder Fenster. Seit dieser Zeit barg die Orangerie mobile Kübelpflanzen und die Hallen waren sommers auch für Feste nutzbar. Ursprünglich war das Bauwerk farbiger. Die verputzten Wandflächen waren in hellem Ocker, die Gesimse ungewöhnlicherweise in Blau, die Säulen wiederum in Ocker und die Vasen in Weiß gehalten, während die übrigen Skulpturen buntfarbig gefasst waren.

Nach dem Tod des Bauherrn 1805 verfiel die Orangerie. 1827 wurde das Dach abgenommen. Einige Jahre später pflanzte man an der Ruine Efeu und machte sie damit zur pittoresken Gartenstaffage. 1952 wurden ihre Fassaden durch den damaligen Eigentümer Prinz Constantin zu Hohenlohe-Langenburg dann wieder instand gesetzt.

1967 kaufte das Land Baden-Württemberg Schloss und Garten. 1978 erfolgte eine neuerliche, nun auch steingerechte Instandsetzung der Fassaden. Ab Mitte der 1980er-Jahre begann man mit der

Wiederanschaffung von Kübelpflanzen. Damit entstand auch der Bedarf, die Orangerie wieder als Gewächshaus herzustellen. 1995/97 wurde sie schließlich wieder mit einem Dach, einer bogenförmigen Stahlkonstruktion mit Titanzinkdeckung, und an der schlossabgewandten Südseite mit einer Metall-Glas-Fassade versehen. Dabei wurden leider auch gegen das Votum der Denkmalpflege sämtliche Bögen über den Südfenstern entfernt.

Im Rahmen eines Kolloquiums war schon 1989 ein gartenbauliches Konzept entwickelt worden, das aufzeigte, wie mit Garten, Skulpturen und Gartenarchitekturen umgegangen werden sollte. Nachdem die Strukturen des Gartens im Wesentlichen noch den Zustand von etwa 1730 aufwiesen, einigten sich die Verantwortlichen – mitgetragen vom Landesdenkmalamt – auf die Rekonstruktion des barocken Zustands, aber nicht in strenger Konsequenz. So legte man fest, die alabasterfarbige Fassung der Skulpturen nicht zu rekonstruieren, weil sie nicht durchgängig gesichert und den verwitterten Oberflächen nicht angemessen war. Aus dem gleichen Grund verzichtete man 1997 darauf, die Orangerie wieder farbig zu fassen, sondern konservierte sie im angewitterten Zustand.

11 Weikersheim, die Orangerie vom Schloss gesehen, Zustand 1996.

Die für die Weikersheimer Schloss- und Parkanlage prägende Fassade der Orangerie hat auch nach dem Umbau ihre architektonischen und bildhauerischen Qualitäten behalten. Damit unverändert blieb auch ihre Funktion als Belvedere und Gegenpart zum Schloss sowie ihr Stellenwert im Garten. Dabei wurde sie modern ertüchtigt, um wieder ihre ursprüngliche Aufgabe als Pflanzenhort erfüllen zu können.

Zusammenschau

Die fünf hier vorgestellten Orangeriebauten im Main-Tauber-Kreis zeigen die unterschiedlichen Ausprägungen dieser im 18. Jahrhundert bei Adel und hohem Klerus beliebten Bauaufgabe. Das ehemalige Gewächshaus im Tauberhofgarten aus der Zeit um 1750 und die ursprüngliche Pflanzenhalle im Eichelhofschlösschen, beide Wertheim, zeichnen sich von Anfang an durch ein festes Mansarddach und eine gleichzeitige Wohnnutzung aus. Die ehemalige Nutzung oder Teilnutzung der Gebäude als Pflanzenhalle ist dabei nicht an der Kubatur der Gesamtgebäude, sondern im Grundriss ablesbar geblieben. Beide Gebäude hatten und haben keine Point-de-vue-Stellung im Garten. Durch den Umbau im frühen 19. Jahrhundert wurden diese Gewächshallen zu Festsälen. Auch die Orangerie in Messelhausen hatte keinen Point-de-vue-Bezug, weder zum Schloss noch zum Garten. Ihre ausschließliche Funktion als Gewächshaus ist bis heute an Kubatur und verglaste Front ablesbar geblieben.

Die beiden Orangerien in Bronnbach und Weikersheim sind dagegen bis heute nicht nur bauliche Dominanten in der Kloster- bzw. Schlossanlage und den dazugehörigen Gärten, sondern auch durch ihre Kubatur und ihre verglasten Fassaden als Orangerien erkennbar. Während die Orangerie im Schlossgarten zu Weikersheim zudem durch ihr Skulpturenprogramm der Verherrlichung des Regenten Graf Carl Ludwig und seiner Frau dient, demonstriert die Orangerie in Bronnbach durch das Außengemälde die umfassende ikonographische, pflanzen- und tierkundliche Bildung ihres Bauherrn Abt Ambrosius Balbus und der Zisterzienser des Klosters Bronnbach im dritten Viertel des 18. Jahrhunderts.

Zwei der vorgestellten Orangerien dienen wieder ihrer angestammten Funktion, so die repräsentative im Schlossgarten zu Weikersheim, ebenso die schlichte Orangerie im Schlossgarten zu Messelhausen. Bei diesen Bauten ist dank der Pflanzen,

ob sie nun sommers davor oder winters drinnen stehen, ihre ursprüngliche Nutzung umfassend erlebbar geblieben.

Literatur und Quellen

Simone Balsam, Orangerien in Baden. in: Allerley Sorten Orangerien, in: Schriftenwerke des Arbeitskreises Orangerien in Deutschland e.V., Band 3, Lampertswalde 2001, S.111f.

Judith Breuer: Der Denkmalwert von Schloss- u. Gartenanlage u. das denkmalpflegerische Konzept der Instandsetzung, in: Eichelhofschlösschen und Eichelhofgarten in Wertheim, Heft 3 der Reihe Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Weiler im Allgäu 2006, S.19–24.

Alfons Elfgang / Rosemarie Münzenmayer, Gartenkultur im Kloster Bronnbach und ein Sündenfall im irdischen Paradies, In: Schwäbische Heimat 54/2 (2003), S.176–179.

Michael Goer, Die Orangerie in Bronnbach: Bauaufgabe und Bildprogramm, in: Kloster Bronnbach, Sanierung und Umbau des Bursariats und der Orangerie zum Bildungszentrum, hrsg. vom Landratsamt Main-Tauber-Kreis, Wertheim 2006, S.71–81.

Hans-Michael Hangleiter / Leonie Florence Saltzman, Konservierung und Restaurierung des Orangeriemädes, in: S.83–99.

Martina Junghans, Die Orangerie im Kloster Bronnbach, in: Jürgen Landwehr (Hrsg.): Natur hinter Glas. Zur Kulturgeschichte von Orangerien und Gewächshäusern, St. Ingbert 2003, S.21–26.

Georg Friedrich Kempfer, Zur Rekonstruktion des barocken Gartens von Weikersheim, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg (Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes) 24/2 (1995), S.64–72.

Rosemarie Münzenmayer, Die Orangerie in Weikersheim von ihren Anfängen bis heute, in: Württembergisch Franken, Jahrbuch des Historischen Vereins für Württembergisch Franken, Bd.81, Schwäbisch Hall 1997, S.109–163.

Zur Orangerie im Schlosspark Bad Mergentheim, die 1754 bis 1804 bestand, und weiteren für den Mergentheimer Schlosspark bestimmten Gewächshausprojekten siehe:

Gudrun M. Dietz-Hofmann, Parkpflegewerk Schlosspark Bad Mergentheim, Stuttgart 1990 (unveröffentlichtes Manuskript), S.24ff.

Dr. Judith Breuer

Regierungspräsidium Stuttgart

Referat 25 – Denkmalpflege

Der Fasanengarten von Waldmannshofen

Eine Gartenanlage des 17. Jahrhunderts im Dornröschenschlaf

Im äußersten Nordosten Baden-Württembergs, nur wenige Hundert Meter südöstlich der Ortschaft Waldmannshofen, findet sich ein Flurname in der topographischen Karte, der stutzig macht. „Tiergarten“ als Name für ein Waldstück und verschiedene Wälle als geometrisch geformte Anlagen deuten etwas Ungewöhnliches an. Was hat es mit diesem circa 65 Ar großen Areal auf sich?

Martin Hahn / Jürgen Obmann / Barbara Pfundt-Tittelbach

Der trapezförmige kleine Wald nahe Waldmannshofen fällt zunächst durch seine Umwallung auf, die ein bis zwei Meter hoch ist. In diesem Waldstück inmitten der landwirtschaftlich intensiv genutzten Fluren Waldmannshofens, Gemeinde Creglingen im Main-Tauber-Kreis, befinden sich auch zwei beckenartige Vertiefungen. Im größeren, fast quadratischen Becken sind fünf Erhebungen bemerkenswert. Eine quadratische Form in der Mitte ist umgeben von vier kleineren runden Hügelchen. Das kleinere, östlich anschließende Becken besitzt ebenfalls einen solchen runden Hügel in der Mitte. Noch viel deutlicher sichtbar ist die topographische Situation in einem speziell bearbeiteten Luftbild, einer so genannten Laser-Scan-Aufnahme des Landesvermessungsamtes Baden-Württemberg. Deutlich zeichnen sich dort die geometrischen Formen gegenüber der gleichförmigen Feldflur ab. Wie lassen sich diese Geländemerkmale deuten?

„Ritterguth“ und „Fasanen-Garten“

Eine Karte des Jahres 1666 im Staatsarchiv Nürnberg hilft weiter. Sie verzeichnet die damaligen Besitzungen des Rittergutes Waldmannshofen. Das heutige Waldstück „Tiergarten“ wird dort als „Fasanen Gärten“ betitelt. Die vertieften Becken erklären sich – blau markiert – als Wasserbassins, die Aufschüttungen darin als Inseln. Außerdem wird ein mit Bäumen regelmäßig bepflanztes, mit einem Wall und Graben umgebenes Grundstück gezeigt. Auffällig ist auch ein ummauertes Areal mit einem Häuschen am östlichen Ende des kleineren Bassins (rot markiert). Eine dreireihige Allee verbindet den Fasanengarten mit dem Schloss Waldmannshofen, das am nördlichen Rand des Ortes steht. Das Schloss ist deutlich mit seinem umgebenden Graben als Wasserburg gekennzeichnet. Südlich schließt der Gutshof, südöstlich eine mit quadratischen Beeten gestaltete Garten-

fläche an. Im Osten liegen zwei große rechteckige Wasserflächen, ebenfalls mit Inseln in der Mitte. Noch weiter östlich befindet sich ein weiteres großes rechteckiges Wasserbassin, das in der Karte noch als Projekt benannt wird. Schloss und Wasserbassins sind von mehreren Baumreihen eingefasst. Die Karte des 17. Jahrhunderts zeigt somit eine vergleichsweise aufwändige Schloss- und Gartenanlage. Wer aber verfügt in den unruhigen Zeiten des Dreißigjährigen Krieges über die dafür erforderlichen finanziellen Mittel?

Das Rittergut Waldmannshofen wird 1637 als brandenburg-ansbachisches Lehen neu vergeben. Graf Melchior von Hatzfeld, seit 1635 kaiserlicher Generalfeldmarschall, erhält den Zuschlag. Die Verwaltung dieser Besitzung übernimmt sein Bruder Hermann, der zuvor in seiner Armee als Obrist gedient hat. Offenbar schon bald nach der Übernahme des Rittergutes Waldmannshofen beginnt er mit Ausbau und Umgestaltung, wobei der Hauptsitz derer von Hatzfeld im etwa 20 km entfernten Schloss Haltenbergstetten in Niederstetten liegt. Die finanziellen Mittel für den Residenzausbau stehen den Grafen von Hatzfeld in ausreichendem Maß zur Verfügung, da Melchior von Hatzfeld großzügig vom Kaiser für seine Kriegsdienste entlohnt wurde. Die im Kern mittelalterliche, nach Zerstörung im Bauernkrieg 1544 wieder aufgebaute Wasserburg Waldmannshofen wird damals zum Schloss im Stil der Renaissance umgebaut. Ab circa 1640 werden die umgebende Gartenanlage sowie eben der hier vorgestellte Tier- bzw. Fasanengarten angelegt.

Von Hanbuchen und Seegräbern

Zeitgenössische Archivquellen im Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein berichten von diesen Unternehmungen. 1640 wandelt man zunächst die beiden Seen im direkten östlichen Anschluss an das Schloss in regelmäßige rechteckige Was-



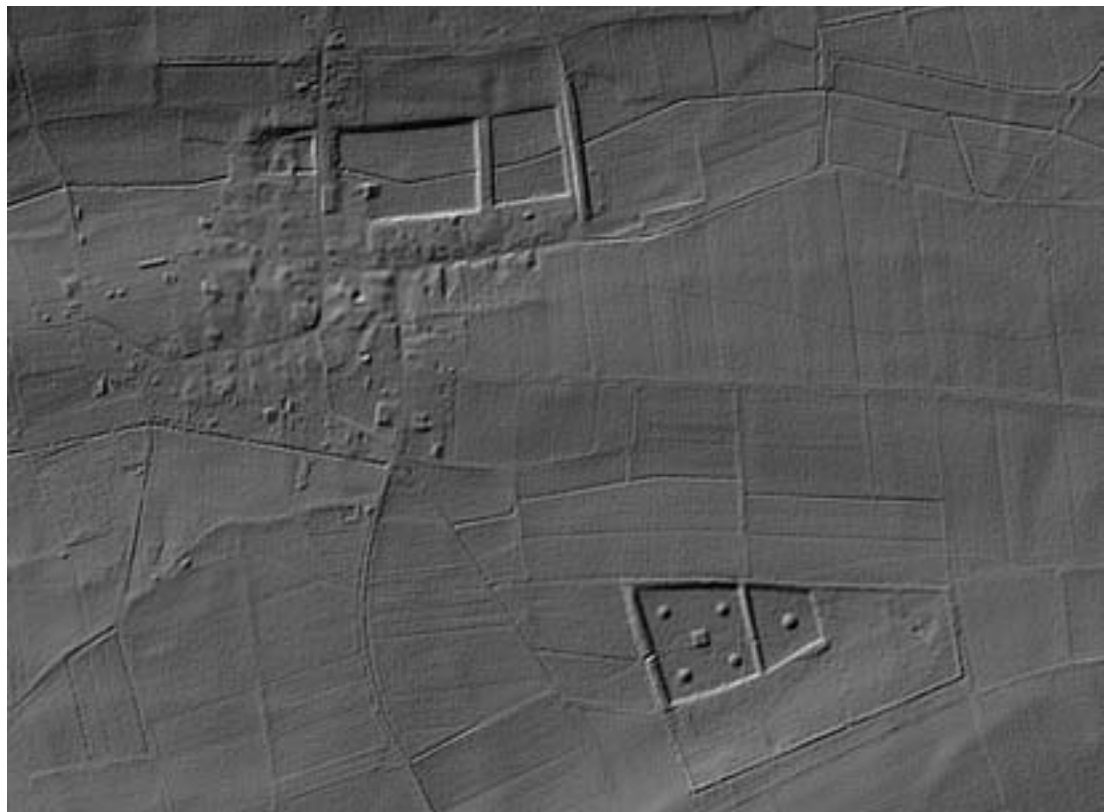
serbassins um. 1645 taucht dann erstmals der große Fasanengarten südöstlich außerhalb der Ortslage archivalisch auf: Die Rechnungen erwähnen bereits ausgeführte Maßnahmen, nämlich das Anlegen eines langen Grabens und eines begleitenden Dammes mit einer Heckenpflanzung bzw. einem Zaun. Ebenfalls nennen die Rechnungsbücher die Bepflanzung des neuen Geländes: 1350 Stämme „Hanbuchen“ (Hage- oder Hainbuchen) sowie 7000 „Hagdorn“ (Weißdorn) werden geliefert. Der Fasanengarten ist damit nach außen ausreichend gesichert. Zum ei-

nen ist den Tieren als schlechten Fliegern durch die Einzäunung die Fluchtmöglichkeit genommen, zum anderen sind sie auch vor Fressfeinden geschützt. Die Bepflanzung des weiträumigen Areals, dem Charakter nach eine weite Feldflur darstellend, dient den Fasanen aber auch zum nötigen Unterschlupf. In den 1640er-Jahren wird offenbar auch schon das kleinere östliche Bassin im Fasanengarten ausgehoben. 1658 erhält dann der „Seegräber“ Hans Heller den Auftrag für das untere größere Bassin mit rechteckigem Umriss und fünf Inseln. Im kleineren Wasserbecken wird ihm aufgetragen, eine weitere runde Insel in der Mitte anzulegen. Die Funktion des in der Karte von 1666 dargestellten kleinen Häuschens mit seiner umgebenden Mauer ist nach der bisherigen Quellenlage unklar: Ist es nur ein Unterstand für die Tiere oder ein Fasanenmeisterhäuschen? Letzteres ist nicht unwahrscheinlich, ist doch die Nähe der Wärterwohnung zu den empfindlichen Tieren von großem Vorteil. Die Fasanenmeister müssen Fasaneneier einsammeln, die Sandflächen für das benötigte Staubbad pflegen und die Fütterung durchführen. Der Anbau der vorwiegend pflanzlichen Nahrung wird wohl auf den Gartenbeeten erfolgt sein, die südlich des Gebäudes auf der historischen Karte zu sehen sind. Eine Quelle im Osten sorgt für die notwendige Frischwasserzufuhr für die Vögel. Alle notwendigen funktionalen Einrichtungen sind also im Fasanengarten von Waldmannshofen vorhanden. Die Anlage besitzt zudem für die ländlichen Verhältnisse eine stattliche Größe und zeigt in ihrer archi-



1 Das Luftbild (Senkrechtaufnahme) zeigt links oben die Ortschaft Waldmannshofen und rechts unten das trapezförmige Waldstück „Tiergarten“.

2 Das speziell bearbeitete Luftbild (Laser-Scan-Aufnahme) im gleichen Ausschnitt macht kleinste Bodenunebenheiten sichtbar, auch innerhalb des Waldes. Die geometrische Anlage des Fasanengartens mit Wasserbecken und Insel sowie der Wasserbassins östlich vom Schloss lassen sich hier sehr eindrucksvoll erkennen.



tektonischen Ausformung durchaus einen ambitionierten Gestaltungswillen. An welchen Gärten orientiert man sich damals wohl?

Kleve und Jičín – Vergleiche und Vorbilder

Die Gartenbaukunst des mittleren 17. Jahrhunderts kommt in Deutschland während des Dreißigjährigen Krieges fast zum Erliegen. Nach dessen Ende entlädt sich die aufgestaute Baulust des Adels in zahlreichen neu angelegten Gärten. Diese sind stilistisch noch den älteren Renaissancegärten italienischer Prägung verpflichtet, doch fließen schon zaghaft die modernen Ideen des barocken, vor allem niederländischen und später französischen Gartenbaustils nach Deutschland ein. Die älteren und traditionellen Gestaltungen sind noch gekennzeichnet durch ein bewusstes Abschließen des Gartens in der mittelalterlichen Tradition des „hortus conclusus“ und durch ein vergleichsweise beziehungsloses, eher zufälliges Nebeneinander der einzelnen Gartenteile sowie den Verzicht auf ausgeprägte Symmetrien und eine dominierende Gesamtplanung. Dies kann auch in Waldmannshofen festgestellt werden: Der Fasanengarten ist durch Wall und Graben von der Außenwelt abgeschirmt und durch eine asymmetrisch anschließende Allee an die Gartenanlagen des Schlosses angeknüpft, die eine Ausrichtung auf das Schloss vermissen lässt. Auch der gestaltete Garten am Schloss, die einzelnen Wasserbassins und Baumreihen scheinen eher zufällig gruppiert zu sein. Modern dagegen ist die üppige Verwendung des Elements Wasser durch die zahlreichen künstlichen Bassins, das zeitgenössischer niederländischer Gartenbaukunst entlehnt ist. Als klassisches, damals überregional bekanntes Beispiel sei hier der Garten in Kleve genannt, der im Auftrag von Johann Moritz von Nassau-Siegen ab 1647 angelegt wird. Ihn bestimmen umfangreiche Wasserkünste, kaskadenartige Becken und Grotten sowie ein Kanal mit inselbestückten Wasserbecken, umgeben von einem Tiergarten.

Verschiedene Vorbilder ähnlicher Gärten des 17. Jahrhunderts dürften die Brüder Hatzfeld sicher kennen, schließlich kommen sie mit ihrem Heer weit in Europa herum. Und ihnen sind bestimmt auch die architekturtheoretischen Schriften des 17. Jahrhunderts bekannt, vor allem das Werk „Architectura Recreationis“ (Architektur des Wiederaufbaus) von Joseph Furtenbach, erschienen 1640 in Augsburg. Als erstes architektonisches Werk in Deutschland befasst sich dieses Buch in einem eigenen Kapitel auch mit der Gartenkunst. Die Idealvorstellungen von Gartenanlagen mit geometrischen Grundformen, Wasser-



bassins mit Inseln, umgebenden Wassergräben und Wällen, Tiergärten mit Bäumen und Futterhäusern in der Form früher Eremitagen oder etwa einem „Wäldlin“ und einem „Vogelfang“ bieten möglicherweise auch für Waldmannshofen Anregungen.

Ein weiteres prominentes Vorbild ist den Gebrüder Hatzfeld ebenfalls bekannt: die Gärten des Albrecht Wenzel von Waldstein (Wallenstein) in Prag und Jičín (Gitschin). Melchior und Hermann von Hatzfeld kämpften 1633/34 zusammen mit Wallenstein in Schlesien. In diesem Kontakt zu Wallenstein mögen dessen Vorstellungen und seine Leidenschaft für Gärten auf die beiden Einfluss nehmen. Im ersten Drittel des 17. Jahrhunderts baut Wallenstein seinen Stadtpalast in Prag und stattet ihn nach italienischem Vorbild mit einem umfangreichen Garten inklusive großem Wasserbecken und Rundinsel in der Mitte aus. Im böhmischen Jičín (Gitschin) lässt er noch während des Dreißigjährigen Krieges einen größeren Garten anlegen. Die Anlage besitzt Springbrunnen, einen Schwanenteich und einen Fasanengarten. Ein Jagdgehege mit Kartause ist dabei abgekoppelt vom eigentlichen Schloss, aber mit ihm durch eine vierreihige, 1,7 km lange Lindenallee verbunden. Eine ähnliche Disposition der Gartenteile findet sich auch auf einer Stichserie zum Kurfürstlichen Schloss in Potsdam aus dem Jahre 1672: Die etwas abgelegene Fasanerie ist durch eine Allee an die eigentliche Schlossanlage angebunden. Genau diese Anbindung ist auch in Waldmannshofen gewählt. Die Lage der Fasanengärten dürfte im Übrigen auch auf das Ruhebedürfnis der dort gehaltenen Vögel zurückzuführen sein. Insgesamt muss der Gartenbaustil des mittleren

3 Der Ausschnitt aus der Karte des „Brandenburg-Onoltzbachischen Lehn oder Rittersitzes Waldmannshofen“ von 1666 dokumentiert die aufwändigen und stattlichen Gartenanlagen der Grafen von Hatzfeld in Waldmannshofen.



4 *Porträt des Hermann von Hatzfeld, eine 1912 vom Kunstmaler Otto Nausester erstellte Kopie eines Portraits aus dem 17. Jahrhundert.*

17. Jahrhunderts als eine Zeit des Übergangs zwischen Spätrenaissance und Frühbarock bezeichnet werden, in die sich auch die Anlagen in Waldmannshofen einordnen lassen. Die dortigen Gärten sind dabei durchaus auf der Höhe der Zeit und nicht etwa ländlich-rückständig.

Die Jagd und sonstige Vergnügungen

Die Fasanengärten der frühen Neuzeit dienen zwei beim Adel beliebten Zeitvertreibern: Der Jagd und dem vergnüglichen Aufenthalt im gestalteten Garten. Der aus Asien stammende Jagdfasan ist damals als Zier- und Jagdwild sehr beliebt. Ob neben Fasanen, Pfauen, Wachteln, Hühnern, Rebhühnern oder Enten auch Hochwild gejagt wird, bleibt fraglich, wenn auch für die Anlage in Waldmannshofen die Bezeichnung Tiergarten überliefert ist. Bei der gestreckten Form und der noch heute deutlich sichtbaren Einwallung kann man sich hier auch die zeitgenössische so genannte „gestellte Jagd“ vorstellen. Ob sich dies jedoch mit den sensiblen Fasanen machen lässt, muss offen bleiben. Mit schönen Vögeln bevölkert, dient der abseits des eigentlichen Schlosses gelegene Fasanengarten dem Ortsherren auch als beliebtes Ausflugsziel, die späteren Eremitagen vorwegnehmend. In diesem Zusammenhang sind mit großer Wahrscheinlichkeit auch die beiden künstlichen Wasserbassins im Waldmannshofener Fasanengarten zu sehen. Die ursprüngliche Wassertiefe ist für flache Kähne oder Gondeln ausreichend, sodass bekannte Lustbarkeiten wie Bootsfahrten in den Becken des Fasanengartens damals durchaus denkbar sind. Auf den Inseln im Fasanengarten mag man sich Verschiedenes vorstellen: Auf der zentralen, rechteckigen Insel vielleicht ein Pavillon, Parapluis (hölzerne Sonnenschirme) oder ein Baumsolitär mit figürlichem Formschnitt? Auf den kleineren Inseln möglicherweise kleine Weiherhäuser für Wasser-

vögel oder „ein durchlöchert und ausgehöhlten Berglin, in welchem die Külle (Kaninchen) ihr gelegenheit haben, die dann mancherley Kurtzweil mit irer hurtigkeit und spielen causieren“, wie es Joseph Furttenbach für seinen Entwurf des „Fünfften Lustgarten“ vorschlägt? In zeitgenössischen Gärten werden „Lustheusel“ erwähnt, „Obst-Wäldel“ oder ein „Laberint“.

Genauer ist aber in Waldmannshofen nicht archivalisch überliefert bzw. in der Karte eingetragen, sodass man sich hier auf dem Gebiet der Spekulationen befindet. Eine allzu aufwändige architektonische bzw. künstlerische Gestaltung des Gartens muss indes bezweifelt werden, ist diese doch eher den Gärten direkt beim Schloss vorbehalten und zudem der Bauherr Hermann von Hatzfeld als sparsam bekannt. Allein die Anlage der zahlreichen Gräben und Bassins kostet ja schon eine größere Geldsumme, wie die Rechnungen im Archiv belegen. Und auch die Anstellung eines Gärtners und eines Fasanenmeisters sowie die aufwändige Haltung der Tiere mussten finanziert sein.

Späteres Schicksal

Die Epoche des gräflichen Residenzlebens in Waldmannshofen ist vergleichsweise kurz. Sie umfasst gerade einmal 36 Jahre. Hermann von Hatzfeld, nach dem Tod des Bruders Melchior 1658 Alleinerbe, hält sich wohl erst ab 1666 regelmäßig in Waldmannshofen auf. Im Zuge von Streitigkeiten mit seinen drei Söhnen muss er nämlich alle anderen Besitzungen in Franken abtreten. Allein Waldmannshofen darf er behalten und verbringt dort seine letzten Lebensjahre. Er stirbt 1673 in Rothenburg ob der Tauber.

Die Familie von Hatzfeld verlagert dann ihren Hauptsitz nach Trachenberg in Schlesien. Waldmannshofen stellt nur noch eine entfernte Liegenschaft dar, der offenbar nicht mehr viel Aufmerksamkeit zufließt und die man später an einen Pächter vergibt. Der Fasanengarten wird nicht mehr weiter genutzt und seine beiden Bassins werden abgelassen; im Urkatasterplan von 1833 sind sie nicht mehr als Wasserflächen eingezeichnet. Die Natur hat sich den einstigen Fasanengarten zurückgeholt. Die Beschreibung des Oberamts Mergentheim von 1880 stellt nüchtern fest, dass das Schloss nur noch als Speicher und Gnadenwohnung eine Nutzung findet und dass „draußen im Tiergarten (...) die schönen Anlagen verwildern“. Im Jahre 1886 verkauft Fürst Alfred von Hatzfeld-Wildenburg das 160 ha große Rittergut samt Schloss, Feld- und Waldbesitz an die Gemeinde Waldmannshofen. Der Fasanen- bzw. Tiergarten wird in der Folge an Interessenten im Dorf verkauft und parzelliert.



5 *Die im 17. Jahrhundert zum Schloss umgebaute alte Wasserburg Waldmannshofen, Zustand 2003.*

Verwildert – aber authentisch

Die Aufgabe der Anlage schon im ausgehenden 17. Jahrhundert führt zur Verwilderung. Die Gebäude werden irgendwann abgebrochen, die Wasserbecken abgelassen und auch der Bewuchs mit Bäumen nimmt deutlich zu. Aber es kommt nicht zu Überformungen, wie dies bei so vielen Gärten des 17. Jahrhunderts geschehen ist. Kein barocker Umbau mit Bosketten oder Parterren, keine romantische Überformung im Stil des englischen Landschaftsgartens und auch keine Gartenrekonstruktion des 20. Jahrhunderts verändern die ursprüngliche Anlage. Der Fasanengarten in Waldmannshofen zeigt in seiner Grundform noch seine Gestaltung vor 350 Jahren, er wird quasi auf dem Zustand des späten 17. Jahrhunderts „eingefroren“. Er ist zwar rudimentär, aber authentisch überliefert.

Diese seltene spärenaissancezeitliche bzw. frühbarocke Gartenanlage in Waldmannshofen veranschaulicht in den überlieferten Resten noch heute für jedermann den Typus eines nach architektonischen Vorstellungen geformten und geordneten Gartens auf ländlichem ritterschaftlichem Niveau. Der ehemalige Tier- bzw. Fasanengarten stellt deshalb ein Kulturdenkmal gemäß § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg dar. Ebenso wie das Schloss seit 1967 als Feuerwehrmuseum eine neue Nutzung gefunden hat, sollte auch der Tiergarten als Teil des ritterschaftlichen Erbes in Waldmannshofen eine neue Wertschätzung erfahren. Dazu beitragen könnte die Vorstellung am Tag des offenen Denkmals 2006 sowie eine Beschilderung dieses gartenbaulichen Reliktes. Damit kann eine der sehr raren Gartenanlagen des 17. Jahrhunderts ein wenig aus ihrem Dornröschenschlaf geholt werden.

Literatur und Quellen

Wilfried Beutter, Niederstetten unter den Hatzfeldt. In: 650 Jahre Stadt Niederstetten. Schwäbisch Hall 1991, S.142–153.

Judith Breuer, Das Grabmal des Melchior von Hatzfeld in der Bergkirche zu Laudenbach. In: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes Nr. 4/2002, S.207–220.

Ursula Härting (Hrsg.), Gärten und Höfe der Rubenszeit. München 2001.

Dieter Hennebo und Alfred Hoffmann, Geschichte der deutschen Gartenkunst. Band II. Der architektonische Garten. Renaissance und Barock. Hamburg 1965.

Hohenloher Zentralarchiv Neuenstein, Archiv Niederstetten, Rosenberg-Hatzfeld'sche Herrschaften, Bestand NI 10, Band 160 (1635–1638), Band 161 (1640–1663), Band 164 (1643–1661), Band 170 (1662–1665).



<http://www.waldmannshofen.de>
(Stand 05.04.2006)

Königlich Württembergisches Statistisches Bureau (Hrsg.): Beschreibung des Oberamts Mergentheim. Stuttgart 1880.
Hinweise von Albert Krämer, Waldmannshofen.

Dr.-Ing. Martin Hahn
Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 – Denkmalpflege

Dr. Jürgen Obmann
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Barbara Pfundt-Tittelbach
Kultur- und Heimatverein Creglingen e. V.

6 Auch direkt beim Schloss Waldmannshofen gab es große Wasserbassins. Das nach Westen ausgerichtete Luftbild lässt in der Bildmitte die beiden ehemals wasserführenden rechteckigen Becken erkennen.

7 Blick in eines der beiden ehemaligen Wasserbecken im Fasanengarten mit einer Rundinsel, markiert durch die grüne Linie, Zustand 2006.

Denkmalporträt



Haus und Garten? Haus mit Garten! Ein Pfarrhof im Bodenseekreis

Gärten, die – ganz für sich genommen – aus künstlerischen, wissenschaftlichen oder heimatgeschichtlichen Gründen Kulturdenkmale sind, gehören, wie die landesweit flächendeckende Inventarisierung ergeben hat, eher zu den Ausnahmen. Viel häufiger sind die Fälle, in denen Gebäude zusammen mit gestalteten oder ungestalteten Freiflächen und Einfriedungen als eine so genannte Sachgesamtheit Denkmalwert haben. Das ist besonders augenfällig bei Schlössern und Herrenhäusern, zu denen Wirtschaftshöfe und Parks gehören. Die einzelnen Bestandteile werden durch ein übergreifendes Moment, beispielsweise die einheitliche Konzeption der Anlage, ein durchgängiges Gestaltungsprinzip oder den Funktionszusammenhang, zu einer Gesamtheit verbunden. Bestimmte Gebäudegattungen sind ohne einen gestalteten Freiraum gar nicht denkbar. So gehört etwa zu einem Gartenhaus grundsätzlich der Garten, auch Landhäuser und Villen verlangen schon von ihrer Definition her ein geräumiges Gartengrundstück, auf dem sie stehen. Dasselbe gilt von jenen vorstädtischen Ein- und Mehrfamilienhäusern des 19. und 20. Jahrhunderts, die wenigstens mit eingefriedeten Vorgärten ausgestattet wurden. In all diesen Fällen

ist die Architektur des jeweiligen Bauwerks auf die Umgebung hin abgestimmt, wobei die Abstände zu den Grundstücksgrenzen für die Außenwirkung eine wichtige Rolle spielen. Für die genannten Gebäudegattungen kann man also davon ausgehen, dass die Kulturdenkmale unter ihnen als Sachgesamtheiten mit Garten und Einfriedung geschützt sind.

Ganz besonders gilt das auch für ländliche Pfarrhöfe. Zu einem Pfarrhaus gehörte jahrhundertlang in der Regel eine eigene Landwirtschaft mit zusätzlichen Ökonomiegebäuden, zumindest aber ein Nutzgarten, da die Selbstversorgung einen großen Teil der Einkünfte des Pfarrers ausmachte. Solche Gärten, damals häufig auch Vorbild und Lehrgarten für die Dorfbewohner, sind inzwischen selten geworden. Oft lässt sich wenigstens die Freifläche noch benennen, die früher gärtnerisch genutzt wurde. In Deggenhausen (Gemeinde Deggenhausertal im Bodenseekreis) hat sich der gesamte, 1849 errichtete Pfarrhof bis heute gut ablesbar erhalten: Das vornehm wirkende, zweigeschossige Pfarrhaus mit der Fassade zur Aach und die daneben, etwas zurückversetzt liegende Pfarrscheune sowie das Gartenland, das die eigentliche Hofstelle im Süden,

Osten und Norden umfängt. Es besteht im Wesentlichen aus Streuobstwiesen.

Der Gemüse- und Ziergarten liegt vor der südlichen Schmalseite des Pfarrhauses: Ein rechteckiger, ebener Bereich, von geraden Wegen umgrenzt und durch ein Wegekreuz in vier große Beete aufgeteilt. Ein kleines Rundbeet bildet das Zentrum. Alle Flächen und Wege sind eingefasst, wie es in der einschlägigen Literatur gefordert wurde, wobei im 19. Jahrhundert durchaus nicht immer die Abpflanzung mit Buchs, wie im vorliegenden Fall, geschätzt und empfohlen war, weitere Möglichkeiten boten etwa Einfassungen mit anderen Pflanzen, zum Beispiel Gewürzkräutern, oder einfach mit Brettern oder Ziegelsteinen. Ob es sich hier um die ursprüngliche Gestaltung dieses Gartenteils handelt, ist noch nicht geklärt, da bislang keine alten Gartenpläne für die Deggenhausener Pfarre bekannt sind. Der Vergleich mit Zier- und Nutzgärten jener Zeit allgemein und mit anderen Pfarrhöfen spricht jedoch dafür, dass die seit langem in ihren Grundzügen unveränderte Gartenanlage den Urzustand durchaus widerspiegeln könnte. Solche streng formal angelegten Gärten sind in ihrer Wegführung und Beeteinteilung jedenfalls von Gartenplänen beeinflusst, wie sie, aus älterer Tradition stammend, lange Zeit vielfach in Dörfern und Vorstädten verwendet wurden. Heute erleben sie als „Bauerngärten“ eine Renaissance. Dazu gehört auch, als Schatten spendende Rückzugsmöglichkeit, die

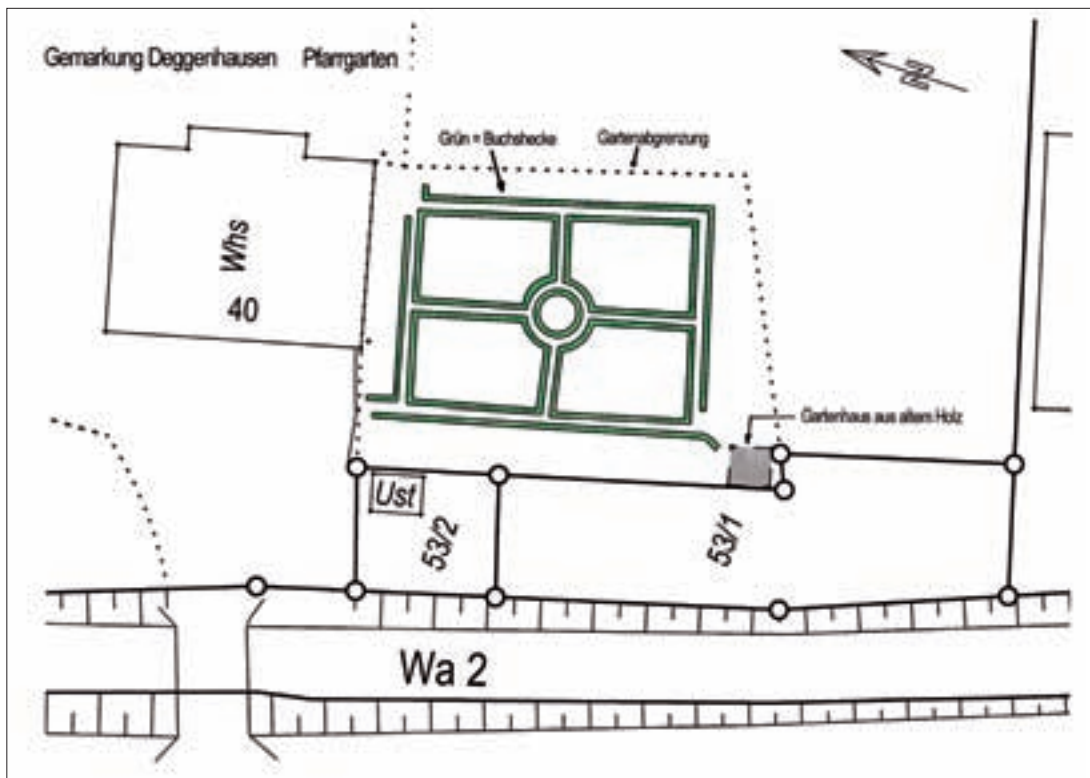


Laube, hier eine weitgehend offene und nur mit dekorativ angebrachtem Knüppelholz strukturierte Konstruktion, die einen freien Blick über den Garten erlaubt.

Literatur zur Gartengeschichte um 1800

Andrea van Dülmen: Das irdische Paradies. Bürgerliche Gartenkultur der Goethezeit. Köln, Weimar, Wien 1999

Dr. Michael Ruhland
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege



Die heutige Gestalt des formalen Gartens wird durch die Karte dokumentiert, die das Vermessungsamt beim Landratsamt Bodenseekreis im Herbst 2005 angefertigt hat.



Wunsch oder Wirklichkeit? Ein barocker Klostergarten an der Birnau

Spuren eines gestalteten Gartens sucht man auf den Flächen östlich der Wallfahrtskirche vergebens. Ursprünglich sollte an dieser Stelle der Birnauer Klostergarten angelegt werden. Heute finden sich dort nur einige hohe, sicher schon im 19. Jahrhundert gepflanzte Laubbäume, die das südliche Drittel der Kirchenfassade beschatten. Die Rasen- und Wegeflächen zwischen der Kirche und der Gemeindestraße zeigen leider eher negative Merkmale, hervorgerufen durch ungenehmigte Verkaufsstände und unregelmäßiges Parken. Auch der große Kiosk und der asphaltierte Parkplatz, ein Anziehungspunkt für fliegende Händler, wollen nicht so recht zum Umfeld des „Barockjuwels“ passen.

Volker Caesar

Der Salemer Abt Anselm II. Schwab von Füssen (1713–1778), der nach dem plötzlichen Tod seines Vorgängers Stefan I. ab 1746 die Planung und Ausführung der neuen Wallfahrtskirche persönlich stark beeinflusste, hatte sich die Gestaltung des Birnauer Umfeldes freilich ganz anders vorgestellt. Durch sein selbstbewusstes Auftreten und das bei den Mitgliedern seines Konvents umstrittene Streben nach Repräsentation unterscheidet sich Anselm II. kaum von Barockfürsten und einflussreichen Bauherren seiner Zeit. In den zweiunddreißig Jahren seiner Amtszeit spielen das Bauen und künstlerische Gestalten in Kloster Salem und seinen zugehörigen Besitzungen eine entscheidende Rolle. Die Birnau bildet unter Anselms Werken einen ersten, kunstvollen Höhepunkt.

Drei Bilder, 1749, 1750 und 1757 entstanden, zeigen uns die neue Wallfahrtskirche wie in einer Vogelschau von Südosten, jeweils mit einem ummauerten Gartengeviert vor der östlichen Kirchenfassade. Die Darstellungen verdanken wir Gottfried Bernhard Göz (1708–1774), den Anselm neben dem Baumeister Peter Thumb und dem Bildhauer Josef Anton Feuchtmayr mit der Ausmalung der Wallfahrtskirche beauftragt hatte. Das 1749 entstandene Gemälde zeigt den Abt auf einem imaginären, erhöhten Aussichtspunkt vor der links im Hintergrund geöffneten Landschaft. Anselm deutet mit seiner Rechten auf Schloss Maurach und die Wallfahrtskirche, die zu diesem Zeitpunkt fast fertig gestellt war (Abb. 1). Die am Seeufer liegende Grangie Maurach ist von Baumwiesen und Hausgärten umgeben. Der zur Wallfahrtskirche ansteigende Hang ist, wie auch heute wieder, dicht mit Rebstöcken bepflanzt. Von Überlingen kommend durchquert die Hauptroute der Landstraße die Mauracher Hofanlage,

während der Nebenweg entlang der Hangkante direkt vor der Turmfront der Kirche vorbeiführt, seeseitig von Obstbäumen begleitet. Den barocken Klostergarten umschließt eine Mauer, die in der Mitte ihrer Südseite ein Tor besitzt. Im Zentrum der sich rechtwinklig kreuzenden Wegeachsen steigt aus einem runden Wasserbecken eine Fontäne auf. Während die mittlere Wegeachse auf die östliche Langhauskapelle der Birnau zuläuft, zielt der parallele Nebenweg auf den, im Bild nicht sichtbaren, Abgang zum Gewölbekeller unter dem Kirchenschiff, der bis heute zur Einlagerung von Früchten und Vorräten dient. Die begrünten verschiedenen großen Beetflächen sind eingefasst und scheinen unterschiedlich bepflanzt. Die nördliche Hälfte des Gartens ist im Bild verdeckt (Abb. 2)



1 *Porträt des Salemer Abtes Anselm II., Ölgemälde von Gottfried Bernhard Göz 1749.*



1750 ließ Anselm II. anlässlich der Feierlichkeiten zur Einweihung der Wallfahrtskirche das so genannte Birnauer Thesenblatt drucken. Der Kupferstich (Schabkunst) von Göz zeigt im Hintergrund die Birnau mit der östlich an das Priesterhaus anbindenden Gartenmauer. Eine Differenzierung der Gartenflächen lässt sich bei dieser Darstellung nicht ausmachen (Bild bei Titel).

Sieben Jahre nach der Birnauer Kirchenweihe nimmt Anselm 1757 seine jüngste Bauleistung zum Anlass, erneut ein Thesenblatt von Göz entwerfen zu lassen: Die statisch gewagte Konstruktion des von Bagnato und Feuchtmayr gestalteten Vierungsturmes des Salemer Münsters für das neue große Geläut ist vollendet. Ähnlich wie beim Gemälde von 1749 steht der Abt im Zentrum des Bildes und präsentiert den Turm als Symbol Salemer Macht. Im Hintergrund ist noch einmal die Ansicht der Birnau eingefügt, die die Zeitgenossen an bereits Geleistetes erinnern sollte. Der ummauerte Klostergarten unterscheidet sich in diesem Kupferstich von der 1749 festgehaltenen Gestaltung nur durch einen größeren Zugschnitt seiner Beete (Abb. 3).

Der zuletzt noch vorzustellende, sehr detailliert ausgearbeitete Gartengrundriss enthält keinerlei Hinweise auf das Objekt, den Verfasser oder das Datum seiner Entstehung, kann dennoch der Birnau zugeordnet werden. Die Art der Darstellung entspricht vergleichbaren Gartenentwürfen des 18. Jahrhunderts. Die Grundrisszeichnung wurde zur Verstärkung ihrer plastischen Wirkung farbig konturiert, herausgehobene Objekte oder Flächen wurden laviert. Zur besseren Anschaulichkeit des Planes wurden Pflanzen, Sträucher und Bäume wie auch die zwei Gartentore mit ihrem in die Bildfläche geklappten Aufriss dargestellt und naturalistisch gezeichnet. Darüber hi-

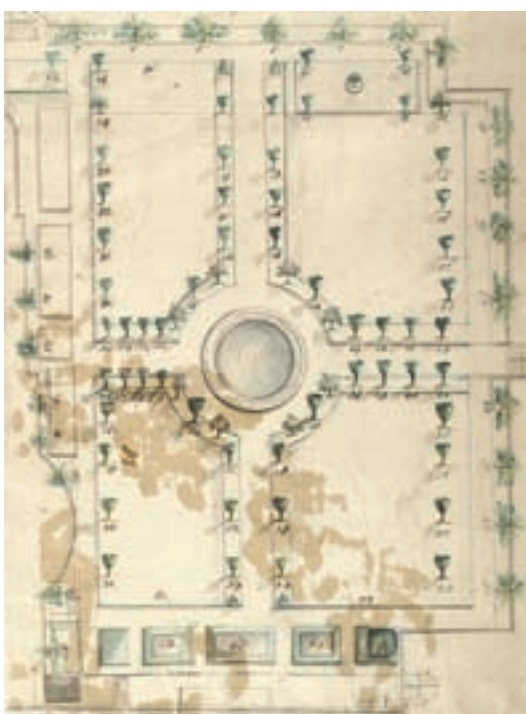


2 *Porträt des Salemer Abtes Anselm II., Ölgemälde von Gottfried Bernhard Göz 1749, Ausschnitt, das Bild befindet sich im ehem. Kloster Salem.*

3 *Das Salemer Thesenblatt von 1757, Ausschnitt, Kupferstich/Schabkunst von Gottfried Bernhard Göz 1757.*

naus erhielten alle Zierbäumchen einen lavierten Schatten. Zu dem Plan muss ursprünglich ein Erläuterungsbericht gehört haben, in welchem die dargestellten Gehölze und Beete durch die beige-schriebenen Ziffern 1 bis 87 erklärt waren – die Pflanzenliste für die Gärtner.

Der geplante Garten ist durch eine im Süden, Osten und Norden umlaufende Mauer begrenzt. Am linken Bildrand, im Westen, verrät die charakteristische Grundrisskontur des angrenzenden Baukörpers, dass es sich um die östliche Außenwand der Birnau handelt: Der Segmentbogen ihrer Langhauskapelle tritt nur wenig über die Flucht des Kirchenschiffs vor, der zweifach eingezogene Chor weist jeweils nur knappe Rücksprünge auf. Im Unterschied zu den von Göz fest-



4 *Grundrissplan eines Gartens für die Wallfahrtskirche Birnau, 18. Jahrhundert, braune Feder über schwarzem Stift, koloriert, Zeichner unbekannt.*



5 Luftaufnahme Birnau von Südosten.

gehaltenen Ansichten ist im Grundrissplan die Gartenfläche deutlich kleiner. Die südliche Gartenmauer ist so weit nach Norden zurückgesetzt, dass sie die Nebeneingänge von Kirchenschiff und Priesterhaus frei zugänglich lässt. Der Garten besitzt nur ein zentrales Wegekreuz ohne Nebenwege. Der Verlauf der umschließenden Mauer ist an der nordöstlichen und südöstlichen Ecke eingezogen (Abb. 4).

Wie in den Göz'schen Ansichten ist die Gartenmitte durch ein rundes Wasserbecken besetzt. Hauptwege und Rondell werden von Rabatten begleitet, die in regelmäßigen Abständen mit formgeschnittenen Zierbäumchen besetzt sind. Um das Rondell stehen geschnittene und frei wachsende Bäumchen im Wechsel. Die beiden Enden des Nord-Süd-Weges sollten durch gestufte Gehölzpyramiden hervorgehoben werden. Innen entlang der Gartenmauer sollten im Norden und Osten weit ausladende Bäume, wohl Obstbäume, gepflanzt werden, ebenso vor der Ostwand der Kirche. Dort und am südlichen Gartenrand findet sich eine Folge kleiner, rechteckiger Beete. Die beiden Gartentore sind nach Osten gerichtet. Das eine liegt am Ende der mittleren Wegeachse. Das zweite findet sich am Ende des Weges, der hinter der südlichen Gartenmauer zur Treppe in den Gewölbekeller führt, sodass Feldfrüchte oder Wein direkt angeliefert werden konnten. Nördlich des Chores deutet der bogenförmige Mauerverlauf die Fortführung des Gartens nach Westen an. Der Gartenentwurf verbindet den repräsentativen Charakter seines barocken Gesamtbildes mit Elementen eines Nutzgartens und konnte somit die Anforderungen einer kleinen klösterlichen Gemeinschaft erfüllen (Abb. 6). Die Darstellungen von Gottfried Bernhard Göz von 1749 und 1750, beide gegen Ende der Bauarbeiten an der Birnau entstanden, sind sicher kein Beleg dafür, dass zu diesem Zeitpunkt der Klostergarten bereits ausgeführt war. Es muss aber dem Selbstverständnis des barocken Bauherrn entsprochen haben, die neue Wallfahrtskir-

6 Blick auf die Fassade der östlichen Langhauskapelle mit damals noch vorhandenen Obstbäumen – letzte Zeugen des ehemaligen Klostergartens? Foto um 1920.

che nicht nur an diesem erhabenen Punkt über dem See zu errichten, sondern auch für ein repräsentativ gestaltetes Umfeld zu sorgen. Dass der Abt und die beauftragten Baukünstler daran gearbeitet haben, beweist auch die seinerzeit von Josef Anton Feuchtmayr gefertigte Skizze einer repräsentativen Freitreppe, die vom Seeufer über den Rebhang auf den Platz vor dem Hauptportal führen sollte. Da Göz sieben Jahre nach der Kirchenweihe die Wallfahrtskirche auf dem Salemer Thesenblatt erneut mit ihrem östlichen Klostergarten darstellt, liegt die Vermutung nahe, der Garten könnte inzwischen fertig gestellt worden sein. Mit dem vorgestellten Grundrissplan stand schließlich eine detaillierte Grundlage für den Bau und die Ausgestaltung zur Verfügung. Aufgrund der exakten Planungsangaben und der Berücksichtigung funktionaler Anforderungen hätte man den etwa 30 x 45 Meter messenden Garten damals problemlos anlegen, bepflanzen und bewirtschaften können (Abb. 5).

Wunsch oder Wirklichkeit? Zweifellos wünschte Abt Anselm II. den Bau eines Klostergartens an der Birnau. Doch fehlen bislang Belege dafür, ob er ihn je hat anlegen lassen. Wäre er ausgeführt worden und erhalten, verfügte die Wallfahrtskirche über einen respektablen Barockgarten, der sie wirkungsvoll abschirmte gegen die überbordenden, sommerlichen Besuchermassen, deren Aufmerksamkeit oft nur zu einem geringen Teil dem „Barockjuwel am Bodensee“ und seiner Wallfahrt gilt.

*Dipl.-Ing. Volker Caesar
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege*



Im Dornröschenschlaf Der Schlosspark in Scheer an der Donau

Dort, wo es noch Rasen, Rosen und Rabatten gibt, ist die Bedeutung eines Gartens oder Parks in der Regel im Bewusstsein der Bevölkerung verankert. Doch viele historische Gärten werden gar nicht mehr als gartenkünstlerisch geplante Anlagen wahrgenommen, weil sie über längere Zeiträume hinweg sich selbst und somit der Natur, d.h. einem wilden Wuchern und Wachsen überlassen worden sind. So mancher Garten wirkt dann wie der Schlossgarten aus dem Märchen „Dornröschen“ – undurchdringlich, geheimnisvoll, die wahre Geschichte verbergend, wie zum Beispiel der Schlossgarten in Scheer an der Donau.

Martina Goerlich

1804 fertigte der Maler Nikolaus Hug von allen Orten der gefürsteten Grafschaft Friedberg-Scheer Ansichten mit Kurzbeschreibungen. Im Text zur Stadt Scheer werden unter anderem die herrschaftlichen Gärten aufgezählt: Der Hofgarten an der Gemminger Straße (von ihm ist heute nur noch die Ummauerung erhalten), Weidlen, ein Baumgarten an der Donau, Rebgarten bei Schloss Bartelstein am Ostufer der Donau und „dann der angenehmste, auf dem Reiersberg beym Schloss angelegte ‚Englische‘ Garten“

Links vom Schloss ist er zu erkennen, der so genannte „Englische Garten“, wie um 1800 Parkanlagen gemeinhin genannt wurden. Auf dem eigentümlich flachen, als Hochplateau ausgebildeten Bergrücken des „Reiersbergs“, dem heutigen Karlsberg, liegt ein großer, regelmäßiger Baumgarten. Die Wege an den steilen, nahezu baumfreien Abhängen folgen offensichtlich einem gartenkünstlerischen Konzept: Die Hauptwege sind hangparallel angeordnet und werden von diagonal dazu verlaufenden, eine Raute bildenden Querwegen miteinander verbunden. Eine markante Brücke auf sehr hohen Brückenpfeilern führt vom Garten über den Burggraben und Zwinger zu einem Rundturm an der Südseite des Schlosses, verbindet „Reiersberg“ und Schlossberg zu einem beeindruckenden Ensemble.

Eine Erforschung der Geschichte des Schlossgartens zu Scheer steht noch aus. Wann genau und von wem die Gartenlage konzipiert worden ist, blieb bislang unbekannt. Dennoch lassen sich zu ihrer Entstehung einige Hypothesen aufstellen.

Topographie

Die Lage des in den Jahren 1485 bis 1496 an der Stelle einer frühmittelalterlichen Burg erstellten

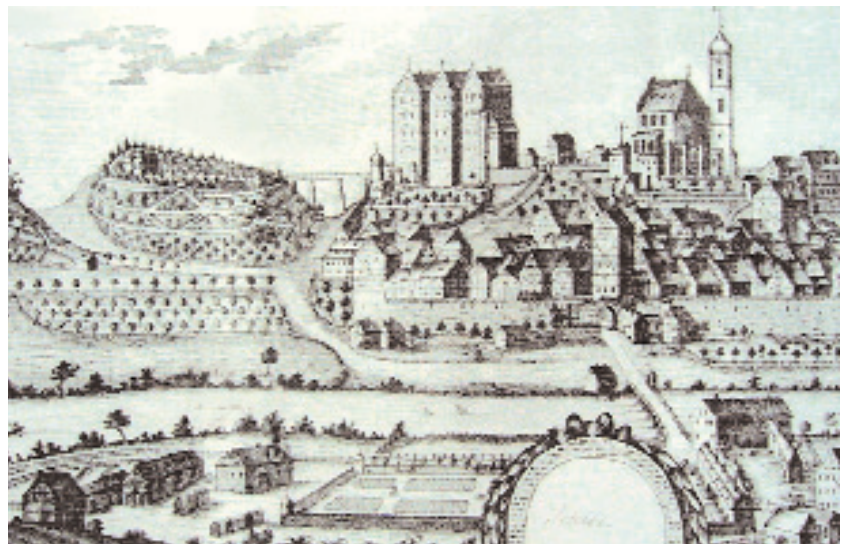
Schlusses ist einzigartig: Weithin sichtbar steht es über der von einer engen Donauschleife umfängenen Altstadt auf einem Kalksporn, der nach Osten und Westen steil abfällt. Es handelt sich bei Schlossberg und „Reiersberg“ um die letzten Massenkalkfelsen des Donaudurchbruchtals nach der Albtal, bevor sich das Donautal in den weichen Schichten der Unteren Süßwassermolasse nach Süden hin weitet.

Der 25 Meter tiefe Burggraben zwischen Schlossberg und Karlsberg sicherte die Burganlage nach Süden ab. Er ist heute noch als tief eingeschnittene Straße „am Mühlberg“ überliefert. Auf dem gleichen Bergrücken wie das Schloss liegt der Kirchhof von St. Nikolaus mit Pfarrhaus und Kaplanei, den einst ein Burggraben vom Schlossareal trennte.

Die Ausdehnung des Schlossparks wird begrenzt von den natürlichen Gegebenheiten des Karlsbergs: längsrechteckiges Hochplateau, Steilabhang nach Westen, weniger steil abfallender



1 Ansicht der Stadt Scheer, als Kopf eines Meisterbriefs von 1820 verwendet, wohl aber aus dem späten 18. Jahrhundert datierend – hier zu erkennen: Zwei Gebäude innerhalb des von einer Mauer umgebenen Gartens auf dem Raigelberg.



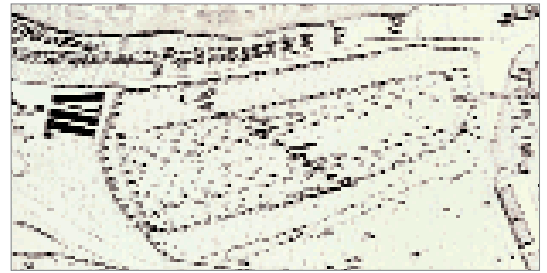
2 Stadt Scheer, Urkarte von 1826 mit Eintragung „der Karlsberg“, Ausschnitt, Norden liegt rechts.

Hang nach Osten, Zugänge an der südlichen Stirnseite bei der Roten Steige und an der nördlichen Stirnseite von der Schlossbrücke aus (Abb. 1).

Geschichte

Bereits 1541 war auf dem damals so genannten „Raigelsberg“ ein „herrschaftlicher Baumgarten“ angelegt worden. Beim Ausbau des Schlosses in der Mitte des 16. Jahrhunderts dürfte neben dem Kanzleibau am nördlichen Schlosstor auch der Rundturm am Südflügel entstanden sein – beide sind auf der Renlinschen Karte von 1589 zu identifizieren. Vom Rundturm aus war der Baumgarten über die so genannte „Gartenbrücke“ bequem zu erreichen, die 1603 und 1614 urkundlich erwähnt wird. Truchsess Christoph von Waldburg-Scheer wählte den südlichen Zugang zum Raigelsberg an der Roten Steige 1605 als Standort für eine neue Wunibaldskapelle. Auf einer Ansicht des 18. Jahrhunderts ist an dieser Stelle ein kapellenartiges Gebäude mit kleinerem Nebengebäude zu erkennen – vielleicht die Wunibaldskapelle mit einer Eremitage, denn im 18. Jahrhundert werden mehrfach Einsiedler für das „Emeritorium“ bei St. Wunibald dienstverpflichtet. Seit dem 16. Jahrhundert finden sich mit Eremiten besetzte Einsiedeleien oder Klausen als höfische Orte der kontemplativen Einkehr in Schloss- und Tiergärten. Laut Ortsliteratur soll sich die Klausen seit 1612 bei der Kirche befunden haben, was aber dem Charakter einer Eremitage als Rückzugsort widersprechen würde. 1621 erhielt der herrschaftliche Garten auf dem Raigelsberg eine Ummauerung. Bis ins 19. Jahrhundert

3 Deutlich erkennbar ist die längsrechteckige Bodenvertiefung in der Mittelachse des Schlossparks.



kommen die Bezeichnungen „Wunibaldsberg“ und „Raigelsberg“ nebeneinander vor.

Das 17. Jahrhundert war von Krieg, Revolte, Pest und wenig reüssierenden Stadtherren geprägt. Erst mit der Herrschaft des Grafen Josef Wilhelm von Waldburg-Scheer (1717–1756) setzte eine gewisse Stabilität ein. Umfangreiche Renovierungs- und Umbaumaßnahmen wurden am Schloss vorgenommen, das nach langer Zeit wieder als Residenz fungierte: Innenräume wurden neu mit Stuckaturen ausgestattet, der Kanzleibau erhielt 1733 ein Mansarddach, der Schlosshof wurde nach Westen erweitert. Die Pfarrkirche St. Nikolaus und der Kirchhof wurden in den Jahren 1742 bis 1752 ebenfalls barockisiert. Auch der Schlossgarten dürfte dem damaligen Zeitgeschmack angepasst worden sein. Die Hofhaltung in Scheer währte nur fünfzig Jahre. 1765 verstarb der letzte Waldburg-Scheer Graf Leopold August. Seine Witwe Gräfin Maria Anna Monika, die ihm zehn Jahre später folgte, war die letzte herrschaftliche Bewohnerin des Schlosses.

1785 verkauften die Erben die Grafschaft Friedberg-Scheer an den Fürsten Karl Anselm von Thurn und Taxis, der dadurch Sitz und Stimme im Reichsfürstenkolleg erhielt. Die Übernahme der Herrschaft durch Fürst Karl Anselm von Thurn und Taxis wurde mit einem großen Fest am 17. August 1785 auf dem Wunibaldsberg gefeiert. Fürst und Gefolge nahmen unter Baldachinen thronend die Huldigung von Tausenden von Untertanen entgegen, die auf dem Berg versammelt waren. Den Abschluss der Feierlichkeiten bildete ein Feuerwerk, das vom Wunibaldsberg aus in den Himmel stieg, der nun zu Ehren des Fürsten den Namen Karlsberg erhielt.

1806 fiel Friedberg-Scheer an das Königreich Württemberg, Schloss und Schlossgarten blieben bis 1967 in Besitz der Fürsten von Thurn und Taxis, waren aber an Scheerer Bürger verpachtet. (Abb. 2).

Stilistische Einordnung

Bei einer Geländebegehung lassen sich unter Zuhilfenahme historischer Abbildungen und Karten manche charakteristische Merkmale erkennen: *Symmetrie*: Eine Hauptachse gliedert den Park, die sich wie im klassischen Barockgarten auf das

Schloss bezieht und gleichermaßen die beiden einander gegenüberliegenden Hauptzugänge miteinander verbindet.

Parterres: In dieser Hauptachse finden sich längsrechteckige, von flachen Böschungen umfasste Geländeeintiefungen – sie könnten vertiefte Beete, Rasenflächen oder sogar flache Wasserbecken aufgenommen haben (vgl. Abb. 3).

Alleen: Die Hauptachse wird auf beiden Seiten flankiert von breiten Lindenalleen, die zum Teil noch ursprünglich sind, manche Bäume zeigen Spuren eines Baumschnitts, wie er im 18. Jahrhundert üblich war (vgl. Abb. 4 und Abb. 5).

Geschlossener Garten: Seit dem 17. Jahrhundert war der längsrechteckige, innere Garten auf dem Plateau von einer Mauer umgeben, deren vier Ecken Pavillons oder Gartenhäuschen markierten wie beim bereits im 16. Jahrhundert angelegten Hofgarten an der Gemminger Straße (siehe Abb. 2, Stich von Scheer, 18. Jh.). 1819 wird die Einfriedung noch erwähnt, auf der Urkarte ist an deren Stelle eine Reihe von Nadelbäumen eingezeichnet. Heute lassen sich im Gelände nicht ohne weiteres Spuren der Pavillons oder der Ummauerung entdecken.

Auflockerung: Die strenge symmetrische Struktur war um 1800 in den Randbereichen zwischen den Alleen und den Hangkanten von „natürlichen“ Elementen abgemildert worden. Auf der Urkarte schlängeln sich hier schmale Pfade durch lockeren Bewuchs, heute verunklärt wegen des dichten Bewuchses mit Unterholz und vieler jüngerer wild getriebener Bäume.

Bellevue: Am verwaldeten östlichen Abhang ist die Wegeführung, wie sie auf den Ansichten des 18. Jahrhunderts wiedergegeben ist, kaum noch zu erkennen. Erhalten hat sich in einer Geländestufe eine terrassenartige Böschung. Sie diente als Bellevue mit Ausblick ins Donautal und belegt, dass der einst geschlossene Garten im 18. Jahrhundert mit Wegen und Blickachsen in seine Umgebung geöffnet wurde. So erinnert das Aussehen des Raigelsbergs auf zeitgenössischen Ansichten nicht zufällig an das in der damaligen Gartenkunst sehr beliebte Element des „Schneckenbergs“.

Eine Besichtigung des Schlossgartens auf dem Karlsberg wirft viele Fragen auf, die nur über ein gründliches Quellenstudium und ein gartenhistorisches Gutachten beantwortet werden könnten. Doch es finden sich viele Hinweise, die auf eine geschlossene Gartenanlage des 17. Jahrhunderts schließen lassen, die im 18. Jahrhundert als Schlosspark in der Tradition des klassischen Barockgartens neu gestaltet und zur Landschaft geöffnet worden ist.

Der Schlossgarten in Scheer ist als Bestandteil der Schlossanlage ein Kulturdenkmal von besonderer



Bedeutung und zur Eintragung in das Denkmaltbuch vorgeschlagen.

Literatur

Walter Bleicher, Chronik der ehemaligen Residenzstadt Scheer/Donau, Horb 1989.

Robert Kretzschmar, Die „alt hofordnung“ für die Grafschaft Friedberg-Scheer, in: Zeitschrift für württembergische Landesgeschichte, 60. 2001, S. [453]–459.

Jürgen, Richter, Der Niedergang der Reichserbtruchsessens von Waldburg-Friedberg-Scheer im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, in: Zeitschrift für hohenzollerische Geschichte, 26. 1990, S.165–232.

Martina Goerlich
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege

4 Die östliche Lindenallee, hier der Blick in Richtung Schloss, ist sehr lückenhaft, zum Teil wurde sie mit Kastanien aufgeforstet.

5 Die westliche Lindenallee ist gut überliefert, hier der Blick Richtung südlichen Parkausgang an der Roten Steige.

Denkmalporträt



Ein letzter Garten Der private Friedhof des Fabrikanten Richard Müller in Mochenwangen (Landkreis Ravensburg)

1985 veröffentlichte Dietrich Walcher sein Buch: „Wolpertswende, eine Gemeinde im Schatten des großen Geschehens.“ Tatsächlich ist kaum bekannt, dass sich im Ortsteil Mochenwangen eines der ältesten Industrie-Ensembles Oberschwabens befindet. Zu diesem Ensemble gehört nicht nur die Papierfabrik mit Villa und Werksiedlung, sondern auch der Friedhof als ursprünglich parkähnlich gestaltete Anlage, in der sich die evangelische Kirche und zwei Grabstätten der Gründerfamilie erheben.

Der Friedhof befindet sich am Ende einer Kastanienallee, die auf halbem Weg zwischen dem Ort Mochenwangen und der Papierfabrik von der alten Fabrikstraße mit ihren ein- und zweigeschossigen Häusern der Arbeiter und Angestellten abzweigt. Den Bauplatz inmitten von Feldern weitab vom Dorf und der Fabriksiedlung stiftete der Fabrikant Richard Müller. Während auf dem Lageplan des Baugesuchs von 1891 lediglich eine im Abstand von ca. zehn Metern um Chor und Kirchenschiff hufeisenförmig gepflanzte Hecke

eingezeichnet ist, belegen Rechnungen für Pflanzungen aus der Zeit des Kirchenbaus, dass Richard Müller die Anlage eines kleinen Parks südwestlich der Kirche vornahm. Möglicherweise plante er bereits zu diesem Zeitpunkt, seine Begräbnisstätte gegenüber dem Chorscheitel der Kirche einzurichten. Auffällig ist das Fehlen einer Einzäunung oder Ummauerung, wie sie für Friedhofsanlagen typisch ist. Wenngleich eine systematische Planung des Friedhofs und eine landschaftsbezogene Anordnung der Grabstätten heute nicht mehr zu erkennen ist, kann angenommen werden, dass entsprechend dem Charakter der parkähnlichen Friedhofsanlage ein fließender Übergang zur umgebenden Landschaft beabsichtigt war. Zur Bepflanzung des Areals kaufte Richard Müller 26 Kastanien (wohl für die Allee, die von der Fabrikstraße zum Friedhof führt), außerdem 8 Linden, 1 Traueresche, 235 Ziersträucher, 60 Rosenstöcke und 10 Efeupflanzen. Ursprünglich verband die beiden Gräber ein eingefasster Weg, von dem noch Reste erhalten sind.

Es handelt sich bei der Begräbnisstätte von Richard Müller um ein künstlerisch sehr qualitatives Aedikula-Grabmal aus dem Jahr 1897. Auf einem dreistufigen Granitpodest stehen vier ionische Säulen, die ein umlaufendes Gebälk und zwei Segmentbogengiebel tragen. Ein lateinisches Kreuz bekrönt das mit einer Tonne überwölbte Grabmal. Unter dem Baldachin befindet sich die Porträtbüste Richard Müllers auf einer schlanken Granitstele mit Inschrift. Büste und Grabmal stammen von Emil Kiemlen (1869–1956). Er zählte zu den bedeutendsten Bildhauern Stuttgarts um 1900. Als Schüler von Adolf von Donndorf an der Stuttgarter Kunstakademie zwischen 1891 und 1894 ausgebildet, fühlte sich Kiemlen dem neoklassizistischen Stil seines Lehrers verpflichtet, was bei dem Grabmal in Mochenwangen besonders augenfällig ist. Der Künstler stellte die Porträtbüste des 1896 verstorbenen Fabrikanten Müller in einen architektonischen Rahmen und integrierte sie entsprechend der Mode des späten 19. Jahrhunderts als Denkmal beziehungsreich in die parkähnlich gestaltete Friedhofsanlage. So blickt der Porträtierte sowohl auf die Kirche, an deren Bau und Ausstattung er maßgeblich Anteil hatte, als auch in Richtung Fabrik.

Die zweite Grabanlage aus acht mit einem Architrav überdeckten Travertinäulen steht im Süden des parkähnlich gestalteten Friedhofs. Die vier mittleren, im Halbrund angeordneten Stützen zieren Medaillons mit Tierornamenten (Pelikan, Eisvogel, Rebhühner und Ente). Auf der linken Seite flankiert ein lebensgroßer (Hubertus-)Hirsch mit Kreuz im Geweih die Säulenarchitektur. Im

Zentrum des von den Säulen umschriebenen Raums sind zwei ovale Grabplatten eingeschlossen, deren Inschrift aus Metallbuchstaben größtenteils verloren ist. Vermutlich handelt es sich hier um die Grabstätte des 1919 verstorbenen Roland Müller sen. sowie seiner Frau Elise Müller. Stilistisch ist die Anlage eines bisher unbekanntem Künstlers in die 1920er-Jahre einzuordnen.

Aufgrund der Bedeutung für die Kunst- und Heimatgeschichte besteht an der Erhaltung der parkähnlichen Friedhofsanlage mit der zugehörigen Allee und den Familiengrabstätten sowie der Kirche als Sachgesamtheit nach § 2 Denkmalschutzgesetz Baden-Württemberg ein öffentliches Interesse. Zur Bestandssicherung wurde deshalb bereits im September 2000 ein Schadensgutachten als Grundlage für Konservierungs- und Restaurierungsarbeiten vom damaligen Landesdenkmalamt in Auftrag gegeben. Eine Analyse der historischen Voraussetzungen, der Entwicklung sowie des gegenwärtigen Zustands der Grünanlage stehen noch aus. Auch wenn Mochenwangen als Fabrikdorf im „Schatten des großen Geschehens“ stand und architektonisch unauffällig blieb, gilt es gerade die Besonderheit des Friedhofs und die Grabstätten der Gründerfamilie mitsamt der Kirche als wichtiges Zeugnis der Industrie- und Sozialgeschichte Oberschwabens vor hundert Jahren zu erhalten.

Dr. Anne-Christin Schöne
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege





Der Hofgarten in Bartenstein Schauplatz fürstlicher Feste

Sie kennen den Hofgarten in Bartenstein? – Nein? In der Tat: Es ist heute schwierig, ihn zu kennen. Zum einen ist er aus Sicherheitsgründen für die Öffentlichkeit geschlossen, zum anderen sind nur noch wenige Reste erhalten. Ehemals jedoch war dies ein moderner und für die kleine hohenlohische Residenz auch durchaus anspruchsvoller Garten.

Ulrike Plate

Bartenstein war erst 1688 von einer wenig beachteten Nebenresidenz zur Hauptresidenz der neuen Grafschaft Hohenlohe-Waldenburg-Bartenstein erhoben worden. Philipp Karl (1668–1729) begann nur zögernd mit dem Ausbau seiner neuen Residenz; im Mittelpunkt stand zunächst der Bau einer neuen Hofkirche. Doch auch der Hofgarten war bereits vor 1720 angelegt worden: In den Amtsrechnungen von 1720/21 findet sich der Jahreslohn für Hofgärtner Johann Michel Nahmen und den Gartengesellen Georg Wachten.

1744 wurde Karl Philipp von Hohenlohe-Bartenstein (1702–1763) in den Fürstenstand erhoben. Die Familie war schon seit den 1730er-Jahren überwiegend in Bartenstein ansässig, drei der vier Söhne wurden hier geboren. 1749–1753 wurde der Neue Bau errichtet, Kern des heutigen Südflügels. Der Ausbau zur Dreiflügelanlage begann wohl erst 1762, der Rohbau des Corps de Logis war 1764 fertig, Innen- und Außenarbeiten am Schloss konnten 1769 weitgehend abgeschlossen werden.

Seit 1763 residierte Ludwig Leopold (1731–1799) mit seiner Frau Friederike Polyxena von Limburg-Styrum in Bartenstein. Ihre glanzvolle Hofhaltung hatte auch Auswirkungen auf den Hofgarten, der 1768 umgestaltet wurde. 1796 heiratete Franzis-

ka, das jüngste der sieben Kinder des Fürstenpaares. Aus diesem Anlass ließ Erbprinz Ludwig Aloys (1765–1829) mit hohem Kostenaufwand ein größeres Theater als das vorige im Gartensaal errichten. Sein Bruder Karl berichtet in seinen Lebenserinnerungen von Musikdarbietungen und Opernaufführungen, so wurde auch Mozarts Zauberflöte unter Mitwirkung der Familie gegeben.

Mit der Mediatisierung 1806 verlor Bartenstein seine Funktion als Verwaltungssitz. Erst 1847 wurde Bartenstein wieder Residenz, das Einkommen der Fürsten beschränkte sich zukünftig jedoch auf die Privateinkünfte aus Land- und Forstwirtschaft, die keine große Hofhaltung ermöglichten. Bartenstein hat seine Stadtrechte 1973 an Schrozberg verloren, Schloss und Hofgarten befinden sich bis heute im Privatbesitz des Fürstenhauses. Die unbefestigten Wege und wohl auch die Gefahr von Astbruch führten dazu, dass der Garten für die Öffentlichkeit geschlossen wurde.

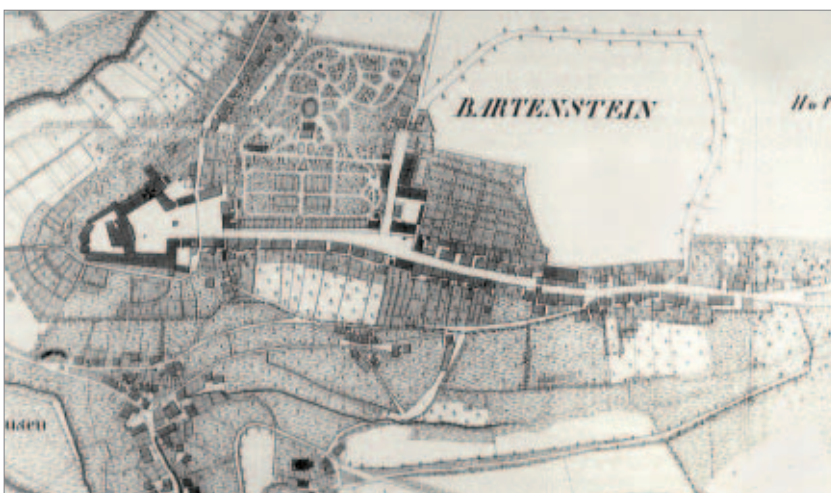
Ein Gemälde von 1737 (Abb. 1) zeigt den sich unmittelbar östlich des Schlosses auf der Hochebene erstreckenden Garten, der mit einer mehrstufigen Terrassenanlage gegen die tiefer gelegene Straße abgestützt ist. Eine doppelläufige Treppe mit Grotten führt auf ein kleines Gebäude zu. Ob es sich hier bereits um den heute noch erhaltenen



1 Ölgemälde von 1737
im Schloss Bartenstein.

Pavillon handelt, ist anhand des Gemäldes nicht zu entscheiden. Anhand der perspektivischen Verhältnisse kann vor dem Pavillon eine größere Fläche rekonstruiert werden, es handelte sich hierbei wohl um ein mit flachen Beeten gegliedertes Parterre. Der Pavillon steht vor der dunklen Wand des abschließenden Bosketts: Ein zum barocken Gartenprinzip gehörender, in geometrisch exakte Formen geschnittener Hecken- und Niederwaldbereich, der im Inneren Kabinette oder auch einfache Rasenflächen enthalten kann. Bereits 1752/53 war die Hofgartenmauer zur Straße neu aufgeführt und möglicherweise dabei auch die 1737 dargestellte und heute nicht mehr vorhandene Treppenanlage abgebrochen worden. Eine große Umgestaltung erfuhr der Hofgarten jedoch im Jahre 1768: Dies weisen überlieferte Handwerkerrechnungen nach. Zwei Orangerien und weitere kleine gemauerte und aus Holz ausgeführte Pavillons sowie das Hofgärtnerhaus entstanden. Es wurde auch an einem Gartenhaus gearbeitet, bei dem es sich möglicherweise um den bis heute erhaltenen großen Gartensaal handeln könnte. Andere Vermutungen, dieser stamme bereits aus den 1720er-Jahren und sei nach dem Entwurf des zu jener Zeit im verwandtschaftlich verbundenen Schillingsfürst tätigen Barockbaumeisters Louis Remy de La Fosse entstanden, können jedoch nicht abschließend widerlegt werden.

Spätestens anlässlich des Theaterausbaus 1796, wahrscheinlich jedoch schon bei der Umgestaltung 1768, wurde das ehemalige Boskett in einen Landschaftsgarten umgestaltet, wie er auf dem Flurkartenerstdruck von 1834 überliefert ist (Abb. 3). Mit dieser Karte gewinnen wir erstmals einen Eindruck des Gartens, wie er zu seiner Glanzzeit ausgesehen hat. Der Garten besteht aus einem südlichen, geometrischen, und einem nördlichen, unregelmäßig angelegten Bereich. Die mit rechteckigen Beeten gegliederte Südterrasse wird von zwei Stützmauern begrenzt. Das Parterre ist in je zwei äußere Wiesenstücke und vier zentrale Rabattenfelder geteilt. Seine mittlere Querachse nimmt Bezug auf den durch ein kleines Rondell gekennzeichneten, 1768 angelegten Zugang vom Schloss aus. Die Hauptachse führt vom zentralen Gartenpavillon über zwei kleine ovale und ein dreieckiges Beet zu einem Rondell an der Terrasse. Die Sichtachse ins südlich gelegene Jagsttal wird durch eine Lücke in der gegenüberliegenden Häuserzeile ermöglicht, die heute baulich geschlossen ist. Nördlich des Gartenpavillons liegt ein großes ovales Bassin, verschlungene Wege führen zu zwei, drei weiteren akzentuierten Plätzen. Am östlichen Rand ist der längliche Grundriss der Orangerie zu erkennen, ihr Gegenstück ist bereits nicht mehr vorhanden.



Weitere kleine Baulichkeiten zeichnen sich mit dunklem Grundriss ab. In der Südostecke des Gartens steht das 1768 erbaute Hofgärtnerhaus. Bis heute ist der Hofgarten von Bartenstein in seiner gesamten Grundfläche erhalten (Abb. 2, 4, 5). Markant im Ortsbild ist die Futtermauer entlang der Schlossstraße mit dem 1993 erneuerten abschließenden Holzzaun zwischen kugelbekrönten Steinpfosten. Die schmale Terrasse ist mit Gemüsebeeten unterteilt. Versteckt dagegen liegt der Treppenaufgang vom Schlossplatz aus, der Eingang ist jedoch mit einem von Efeu bewachsenen Rondell markiert. Das ehemalige Parterre ist heute ungegliederte Wiesenfläche. Gestalterisch bestimmend ist eine parallel zur Südterrasse verlaufende Querallee aus Linden: Ihr ehemaliger Beschnitt ist den ausgewachsenen Bäumen noch anzusehen, Fehlstellen sind nachgepflanzt. Die erhaltene Orangerie ist ein Ersatzbau des 19. Jahrhunderts, dessen Glasfront heute verbrettert ist. Auch im nördlichen Garten sind nur mühsam Hinweise auf eine ehemalige Gestaltung zu erkennen. Zwischen ausgewachsenem Mischwald, unter Laub und Humus, sind aber sicher noch die alten Wegeführungen und vielleicht auch das eine oder andere Fragment einer gartenkünstlerischen Gestaltung erhalten.

2 Bartenstein, Aufnahme 2006. Blick die Schlossstraße entlang auf den Corps de Logis des Schlosses. Die Nordseite der Straße schließt die Terrassenmauer des Hofgartens ab, im Hintergrund ist der Turm der Hofkirche zu sehen.

3 Bartenstein, Flurkartenerstdruck von 1834, Ausschnitt. Der Hofgarten nimmt einen Großteil der Stadtfläche ein. Sehr schön ist die ehemalige Gestaltung noch ablesbar mit dem geometrischen Südteil und dem unregelmäßig gestalteten nördlichen Bereich.



4 Bartenstein, Hofgarten, Aufnahme 2006. Die heute geschlossene Orangerie stammt aus dem 19. Jh.

5 Bartenstein, Hofgarten, Aufnahme 2006. Querallee zwischen Südterrasse und ehemaligem Parterre. Den Linden sieht man ihren ehemaligen Formschnitt heute noch an.



Im Mittelpunkt des öffentlichen Interesses stand und steht sicher der große Gartenpavillon (Abb. 6, 7). Eine Bauaufnahme von 1938 überliefert den damaligen Zustand. Das quadratische, rundum durchfensterte und von vier Seiten aus zugängliche Saalgebäude besaß eine von Säulen getragene Laterne, die im Inneren jedoch durch eine Decke abgeteilt war. 1938 wird von Malereien in der Kuppel berichtet. Ansonsten besaß der Raum keine weitere räumliche Untergliederung. Der Außenbau ist im Erdgeschoss von den zwischen die Fenster eingestellten Pilastern und den segmentbogenförmigen Portalrahmen – an der Hauptfassade im Süden mit Säulenstellung – gegliedert. Die in Fachwerk ausgeführte Laterne besitzt große Rundbogenfenster und schließt mit einem Mansardwalmdach ab.

Der Gartenpavillon war eines der wenigen Gebäude in Bartenstein, die während des Zweiten Weltkriegs schwer beschädigt wurden, das Dach war zerstört, das Innere ausgebrannt. 1953 setzte die Fürstlich Hohenlohe Bartenstein'schen Forst- und Domänenverwaltung den Bau instand und baute ihn im Folgenden zum Wohnhaus um: Hierfür wurde das Erdgeschoss in kleinere Raum-

einheiten unterteilt und die neu aufgeführte Laterne erhöht.

Der Hofgarten von Bartenstein war Schauplatz fürstlicher Feste und anspruchsvoller Musikdarbietungen. Er ist ein Zeugnis des Residenzausbaus im 18. Jahrhundert und dokumentiert den Wandel in der Geschichte der Gartenkunst im kleinen Maßstab. Heute erinnert er an Dornröschen, bietet verträumte, romantische Szenen, und wartet doch darauf, eines Tages wachgeküsst zu werden.

Literatur

Pia Wüst, Schloss Bartenstein und die Schlossbautätigkeit der Grafen und Fürsten von Hohenlohe im 18. Jahrhundert, Osnabrück 2002.

Ortskernatlas Baden-Württemberg 1.12. Stadt Langenburg, Stadt Schrozberg, Landkreis Schwäbisch Hall, Stuttgart 1996.

Dr. Ulrike Plate

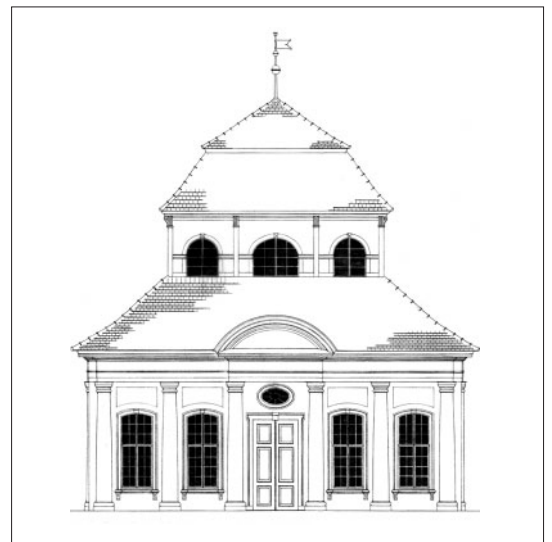
Regierungspräsidium Stuttgart

Landesamt für Denkmalpflege

6 Bartenstein, Hofgarten, Aufnahme 2006. Blick von der Querallee über das ehemalige Parterre hinweg auf den großen Gartenpavillon, der heute als Wohnhaus genutzt wird.



7 Bartenstein, Gartenpavillon, Bauaufnahme von 1938, Ansicht von Süd.



Erst das Schloss, dann sein Garten

Der Eichelhofgarten bei Wertheim wird wieder hergestellt

Am 8. April 2006 wurde das Eichelhofschlösschen bei Wertheim nach fast fünfjähriger Instandsetzung feierlich der Öffentlichkeit übergeben. Die Wiederherstellung des Eichelhofgartens als Landschaftsgarten ist das nächste Ziel der Denkmalpflege.

Judith Breuer

Das Eichelhofschlösschen

Nähert man sich auf der Mainuferstraße der Stadt Wertheim von Osten, so bietet das Eichelhofschlösschen dank seines neuen Anstrichs und des Zurückschnitts der umgebenden Vegetation wieder ein ansprechendes Bild. Erbaut hat dieses Schlösschen 1777 Graf Friedrich Ludwig zu Löwenstein-Wertheim-Virneburg (1706–1796) als Sommersitz. Der spätbarocke verputzte Bau unter Mansardwalmdach birgt in seinem Inneren Salons mit Stuckdecken und hölzerne Ausbauten in Formen des Rokoko. Anstelle des heutigen Festsaals befand sich im Schlösschen ehemals eine Orangerie oder Pflanzenhalle. Zum Sommersitz gehört auch ein Garten, der ursprünglich kleiner und geometrisch angelegt war.

Nach Ende der Befreiungskriege, 1816, ließ der Erbe Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg (1779–1855) die Pflanzenhalle zu einem Festsaal im klassizistischen Stil ausbauen, gleichzeitig wurde die Saalfassade erneuert. Damit einher ging auch die Vergrößerung des Gartens und seine Umgestaltung zu einem Landschaftsgarten.

Spätestens ab Mitte des 20. Jahrhunderts verlor die Fürstenfamilie das Interesse an ihrem Sommersitz. Das Schlösschen verfiel. 1997 wurde sogar ein Antrag auf Abbruch des Schlösschens gestellt. Dem Landesdenkmalamt gelang es aber, den Gemeinderat für die Erhaltung der Anlage zu gewinnen, die einen hohen Seltenheitswert besitzt. Mehr noch, die Stadt entschloss sich, unterstützt durch private Spenden, das Anwesen zu erwerben und einer Museumsnutzung zuzuführen.

Die Instandsetzung verzögerte sich infolge von zwei Bränden, der erste im August 2001, der zweite im August 2003. Durch den zweiten Brand wurde die Dachkonstruktion zum Großteil zerstört. Dank der teilweisen Auslagerung von absturzgefährdeten Stuckteilen und hölzernen Einbauten blieben jedoch alle denkmalrelevanten Teile des Schlösschens verschont. Somit behielt der Bau seine Qualitäten als Kulturdenkmal.

Bis Anfang des Jahres 2006 wurden die Salons in ihrer nachgewiesenen farbenfrohen Rokokofassung restauriert und der klassizistische Festsaal wiederhergestellt. Dabei sind die originalen Fens-

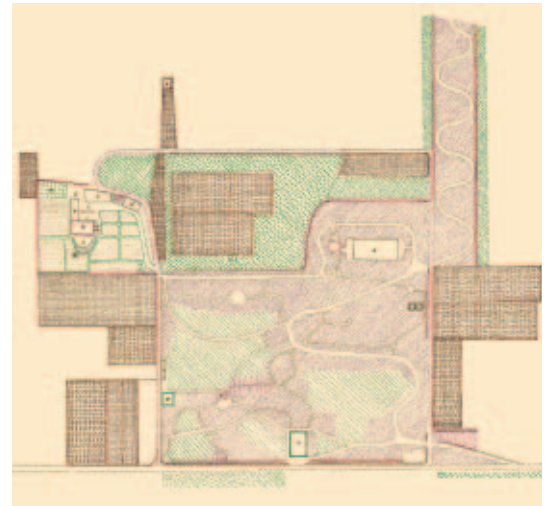


1 Das Eichelhofschlösschen nach der Restaurierung im Juni 2006 von der Saalseite.

3 Der Eichelhofgarten im Zustand Ende des 19. Jahrhunderts mit zusätzlichen Binnenwegen und anschließendem Schlangenweg. Zusammenschnitt zweier Blätter aus den Atlanten der Gemarkungen Wertheim und Eichel von 1891/94.



4 Lageplan der sog. Georgshilfe von 1916/20 mit der damals gerade erbauten Grabkapelle im rechten Mittelbereich.



ter instand gesetzt und durch äußere Aufsatzflügel stabilisiert worden.

Das Schlösschen ist nun als Museum der Öffentlichkeit zugänglich. Zu sehen sind darin außer den originalen wandgebundenen Ausbauten Pariser Porzellan aus der Zeit um 1800 sowie Gemälde des 19. und des frühen 20. Jahrhunderts. Das zum Schlossanwesen gehörige Gärtnerhaus aus der Zeit um 1780, das 2004 ebenfalls durch Brandstiftung geschädigt wurde, ist mittlerweile auch instand gesetzt und als Café sowie – erweitert durch einen untergeordneten Anbau – als Magazin und Werkstatt des Museums in Funktion genommen worden.

Bruders von Kaiser Napoleon und Königs von Hessen, hatte als Mitglied des Hofes in Kassel die im 18. Jahrhundert zu einem Landschaftsgarten umgestaltete Gartenanlage auf der dortigen Wilhelmshöhe kennen gelernt. Nach Wertheim zurückgekehrt, ließ er den barocken Eichelhofgarten auf 3,6 ha vergrößern und zu einem so genannten Englischen Garten umwandeln. Der nun von unregelmäßigen Wegen durchzogene Garten, dessen Gestalter uns nicht bekannt ist, umfasste Baumgruppen, Rasenflächen, Blumenbeete und eine gewundene Eichenallee, die in einem geschlängelten Weg mündete, der bis zum Schlossberg führte. Der Erlebniswert des Gartens wurde durch Kleinbauten und Sichtachsen, davon eine imposante auf die Burg, gesteigert. Der aus der Zeit um 1816 überlieferte Gartenplan entspricht mit den dargestellten Wegen in seinen Grundzügen der tatsächlich ausgeführten Planung. Ob die im Plan dargestellten Kleinbauten in dieser Anzahl und Gestalt ausgeführt wurden, ist fraglich. Aus Georgs Zeit ist der Tempel der Vesta oder Freundschaft erhalten, ein Rundbau auf einer ehemals mit Rosen bepflanzten Anhöhe. Die nach dem Namenspatron des evangelischen Fürsten benannte Kapelle, ein aus einem älteren Gartenhäuschen hervorgegangener Bau von etwa 1820, fiel Anfang der 1980er-Jahre mangels Bauunterhalts in sich zusammen.

5 Ausführungsplan zur Wiederherstellung des Eichelhofgartens auf der Grundlage des Plans der Georgshilfe, Plan der Landschaftsarchitekten Hauenstein und Schäfer von 2004.

Der Eichelhofgarten

Zum Schlösschen gehört ein großer Landschaftsgarten, der 1816/17 im Zusammenhang mit dem Ausbau des Festsaaes angelegt wurde. Sein Auftraggeber, Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, bis 1813 Kammerherr Jeromes, des



Am Rande der Gartenanlage gegen Wertheim hat sich zudem eine jüngere Kapelle, ein neugotischer Rotsandsteinbau, erhalten. Sie wurde 1916/17 im Auftrag von Prinzessin Louise als Grablege für ihren im Ersten Weltkrieg gefallenen Ehemann Wilhelm zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg errichtet. Im Plan der so genannten Georgshilfe, einem schematischen Lageplan von 1916/20 für das benachbarte, noch von Fürst Georg gestiftete Waisenhaus, zeigen sich noch weitere bis zu diesem Zeitpunkt vorgenommene Änderungen. Außer zwei zusätzlichen Wegen ist auf der obersten Terrasse ein Tennisplatz angelegt.

Schon zu Zeiten Fürst Georgs war die Gartenanlage für die Bürger Wertheims geöffnet. Noch bis in die 1960er-Jahre wurde der Hofgarten von der Wertheimer Bevölkerung als Stadtgarten genutzt. Seit den 1970er-Jahren, in denen das Schlösschen verfiel, verwilderte auch der Hofgarten. Mit der Anlage eines weiteren Tennisplatzes östlich des Rundtempels wurde die Gartenfläche reduziert. Zugunsten einer Wohnbebauung an der Seite des Parkwegs gegen Wertheim opferete man den anschließenden Schlangenweg. Mit dem Einsturz der Georgskapelle – nicht zu verwechseln mit der Grabkapelle – Anfang der 1980er-Jahre ging auch ein Zeugnis früher neugotischer Architektur verloren. Einer Fällaktion im Jahre 1996 fielen schließlich zahlreiche alte Bäume zum Opfer. So war der Landschaftsgarten von Fürst Georg schließlich kaum mehr wiederzuerkennen. Gustav Schoser, der 1996 den Garten begutachtete, äußerte: „Es ist kein Garten mehr, nicht einmal Wald, vielmehr Unland.“

Als die Stadt Wertheim im Jahre 2000 das Eichelhofanwesen dem Fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freudenbergschen Hause abkaufte, war sie auch zur Wiederherstellung des Landschaftsgartens entschlossen.

Schon zu Beginn der Bauarbeiten am Schlösschen, 2002, lichtete man den Garten durch die Entfernung von Jungholz. Auch wurden die Eiben an der Böschungsmauer zur Mainuferstraße auf ihre ehemalige Kegelform zurückgeschnitten.

Seit 2004 sind konkrete Pläne zur Rekultivierung des Gartens erarbeitet. Ziel ist die Wiederherstellung des Gartens in den Zustand nach Bau der Grabkapelle zu Ende des Ersten Weltkriegs, wie ihn der Plan der Georgshilfe festgehalten hat. Unstimmigkeiten zwischen Plänen und Ist-Zustand wurden durch Planvergleich und durch gartenarchäologische Sondagen geklärt. Dabei ergab sich, dass fast das gesamte erhaltene und ergrabene Wegenetz dem Plan von 1916/20 entspricht. Es zeigte sich auch, dass der in Serpentina verlaufende Hauptweg einseitig, in Steilbereichen sogar beidseitig, mit Kandeln aus fünf bis sechs Reihen Pflastersteinen gefasst war. Diese historischen Einfassungen sollen im Zuge der Parkinstandsetzung freigelegt und, wo nicht mehr vorhanden, rekonstruiert werden. Weiter stellte man fest, dass alle Nebenwege mit rotbraunem Odenwälder Felsenkies bedeckt waren. Dieser wassergebundene Belag soll beibehalten beziehungsweise weitgehend wiederhergestellt werden. Als zukünftige Aufgaben stehen die gründliche Durchforstung des Baumbestandes und die gänzliche Wiederherstellung der Sichtachsen auf Schlösschen, Gartenhaus, Tempel und Grabkapelle an.



Im Zuge der Rekultivierung des Hofgartens wird seine Einfriedung, eine Sandsteinquadermauer mit zum Teil schmiedeeisernen klassizistisch gegliederten Geländern, instand gesetzt. Auch die Kleinbauten, insbesondere die Grabkapelle von 1916 und der Brunnen von 1780, bedürfen einer Restaurierung.

Die Instandsetzung von Eichelhofschlösschen und der Gartenanlage ermöglichten und ermöglichen der Stadt Fördergelder der kommunalen Stiftung „Schlösschen im Hofgarten“, private Spender, wie die private Parkstiftung, weiter Mittel der Denkmalpflege und des Ausgleichsstocks des Landes sowie Zuschüsse der Landesstiftung Baden-Württemberg, der Deutschen Stiftung Denkmalschutz und der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Die Arbeiten am Garten im Umfeld des Schlösschens werden noch in diesem Jahr abgeschlossen sein, während die vollständige Wiederherstellung der Gartenanlage und die Instandsetzung der Kleinbauten für 2007 und 2008 geplant sind.

Literatur und Quellen:

Judith Breuer, Der Denkmalwert von Schloss- und Gartenanlage und das denkmalpflegerische Konzept der Instandsetzung, in: Eichelhofschlösschen und Eichelhofgarten in Wertheim, Heft 3 der Reihe „Kulturdenkmale in B.-W.“, Weiler im Allgäu 2006, S. 24f, 29, 41f.

Armin Hauenstein und Martin Schäfer, Der Eichelhofgarten, Konzept der Wiederherstellung, in: wie oben, S. 64–69.

Jörg Paczkowski. Bau- und Gartengeschichte, in: wie oben, S. 10–14.

Dr. Judith Breuer
Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 – Denkmalpflege

6 Das Eichelhofanwesen von der gegenüberliegenden, Kreuzwertheimer, Mainseite im Februar 2006.

Denkmalporträt



Vom Kleeacker zum Stadtpark Der Friedhof „Unter den Linden“ in Reutlingen

Vom Mittelalter bis etwa zur Mitte des 19. Jahrhunderts war der ummauerte Kirchhof eine Grünfläche, die vom Pfarrer, Mesner oder Totengräber als Weide für das Vieh und zum Anbau von Gemüse genutzt wurde. Die heute allgemein übliche Friedhofsgestaltung mit Wegenetz, Bepflanzung und regelmäßig angelegten Gräbern mit Grabmalen geht auf einen Wandel im Umgang mit der Trauer, aber auch auf wissenschaftliche Erkenntnisse im Bereich der Hygiene zurück. Der seit dem Mittelalter tradierte Kirchhof als „Totenacker“ mit anonymer Bestattung für die ärmeren sozialen Schichten entwickelte sich im Laufe des 19. Jahrhunderts zu einem Ort des persönlichen Gedenkens und der emotionalen Anteilnahme am nunmehr namentlich gekennzeichneten Grab des Verstorbenen.

Der heute rund 5 ha umfassende Friedhof „Unter den Linden“ liegt am nordöstlichen Rand der Reutlinger Kernstadt und ist in seiner Gesamtheit ein Kulturdenkmal. Bestandteile sind die 1887 von Heinrich Dolmetsch errichtete Katharinenkirche, die Aussegnungshalle mit Krematorium von 1903/10, die Gräberfelder mit Grabmalen des 19.

und 20. Jahrhunderts samt historischem Wegenetz und den Denkmälern für die Kriegstoten der beiden Weltkriege und des Krieges 1870/71 sowie die gemauerte Einfriedung mit so genanntem Totentörlein, ein noch aus dem Mittelalter stammender Torbogen. Bis Mitte des 19. Jahrhunderts war der damals noch außerhalb gelegene Friedhof mit der Stadt durch eine Lindenallee verbunden, die auch zur Namensgebung beigetragen hat.

Bereits in alamannischer Zeit bestand hier eine Siedlung mit einer ab dem 13. Jahrhundert belegten Kirche, die bis 1538/39 die Pfarrkirche für die an der nahen Echaz neu gegründete Stadt Reutlingen war. Der dazu gehörende Friedhof blieb auch nach dem Abbruch der Kirche, bis zur Errichtung des Friedhofs Römerschanze 1953, einziger Bestattungsort für die Reutlinger Bürger. Die älteste Abbildung des Friedhofs „Unter den Linden“ ist auf dem Stich von Ditzinger aus dem Jahr 1620 zu sehen. Er zeigt eine ummauerte Grünfläche mit zwei Kapellen, Beinhaus und dem Totentörlein, das hier noch gut als Teil der Vorstadtbefestigung zu erkennen ist. Zu Beginn des



19. Jahrhunderts wurde aus hygienischen Gründen dieser Zustand bemängelt und mit der Anlage einer von regelmäßig angelegten Wegen durchzogenen Grünfläche begonnen, heute die Gräberfelder A-E südlich der Katharinenkirche. Bereits 1852 erfolgte eine erste Erweiterung, die noch das damals angelegte Wegekreuz aufweist. Mit der Anlage von ausreichend breiten und befestigten Wegen wurde nicht nur den ästhetischen Ansprüchen der damaligen Zeit Rechnung getragen, sondern auch den mittlerweile gesetzlich verankerten Anforderungen für die Anlage eines Friedhofs entsprochen. Auf einem Plan aus dieser ersten Erweiterungsphase ist zu erkennen, dass der Weg zwischen Totentörlein und Katharinenkirche als Allee gestaltet war, die heute leider nicht mehr erhalten ist. Nach mehreren Erweiterungen erreichte der Friedhof 1898 seine heutige Größe und annähernd rechteckige Ausdehnung mit rasterartig angelegtem Wegenetz.

Erst ab etwa 1850 ist für den Friedhof „Unter den Linden“ von einer planmäßigen Bepflanzung auszugehen. Bis dahin war das mit Klee eingesäte Areal offen, weil man aus medizinischer Sicht der Annahme war, dass bei gleichmäßiger Luftzufuhr die bei der Verwesung entstehenden, krankmachenden Ausdünstungen hinwegwehen würden. Noch 1897, als diese Annahmen bereits überholt waren, sind in der Friedhofsordnung für die Grabbepflanzung nur Blumen und niedere

Gehölze erlaubt. Meist handelte es sich dabei um Thujen und Zypressen, von denen man glaubte, sie seien durch ihre ätherischen Ausdünstungen besonders zur Reinhaltung der Luft geeignet, zum anderen galten die immergrünen Bäume als Symbol für ewiges Leben.

Die heutige Bepflanzung mit einzeln stehenden, hohen Laubbäumen entstand erst ab 1910, als das württembergische Innenministerium auf andernorts gemachte Erfahrungen mit landschaftsnah angelegten Friedhöfen reagierte und aus Gründen der Ästhetik und des Heimatschutzes die Anpflanzung von Schatten werfenden Bäumen empfahl. Ein Aspekt war auch, dass der Friedhof nach einer eventuellen späteren Auflassung als Stadtpark genutzt werden könne. Von den damals gepflanzten Bäumen sind leider einige den Bombenangriffen im Zweiten Weltkrieg und heftigen Stürmen zum Opfer gefallen. Bei der Nachpflanzung wurde jedoch das Konzept der parkartigen, landschaftsnahen Gestaltung beibehalten, sodass der Friedhof heute neben seiner ursprünglichen Funktion auch die bereits vor rund 100 Jahren vorgeschlagene Nutzung als Stadtpark erfüllt.

Iris Fromm-Kaup M. A.
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege



Denkmalporträt



Vom Sieg der Universität über die Ackerbürger Die Platanenallee in Tübingen

Einer der schönsten Orte Tübingens ist die Platanenallee auf der Neckarinsel, von der man den klassischen Blick zur Altstadt genießt. Nichts fürchten die Tübinger mehr, als dass eines Tages die beiden etwa zweihundert Jahre alten Baumreihen aus Sicherheitsgründen abgeholzt werden müssten.

Seit der Renaissance gehören Alleen zu den beliebten landschaftlichen Gestaltungsmitteln, zunächst im Zusammenhang mit Schloss- und Parkanlagen, später zunehmend eigenständig an der Peripherie der Städte. So dienten sie zum Beispiel als repräsentative Verbindungswege zwischen Schloss und Stadt, oder etwa als Promenade in Kurorten. Während des späten 18. und frühen 19. Jahrhunderts verloren viele Städte ihre Befestigungsanlagen und wurden stattdessen häufig mit Alleen umgeben. Zu dieser Zeit prägten Alleebäume auch das Bild der Landstraßen, oft bis in

die Mitte des 20. Jahrhunderts hinein, ursprünglich gepflanzt als Windschutz, Schattenspende und zur Verschönerung der Landschaft. Die meisten dieser Alleen sind jedoch inzwischen dem Autoverkehr geopfert.

Auch in Tübingens näherer Umgebung, die einst berühmt für ihren Alleenschmuck war, haben sich, mit wenigen Ausnahmen, nur noch Reste der schattigen Spazierwege erhalten. Bis heute weitgehend unverändert präsentiert sich die Platanenallee auf der verkehrsgeschützten Neckarinsel, die allerdings erst 1909 durch den Ausbau des Mühlbachs zum Hochwasserkanal eine Insel wurde. Von der Neckarbrücke gelangt man hinab in eine von zwei Flussarmen begleitete, circa 400 Meter lange Allee. Sie weitet sich etwas zur Brücke hin, wie um den Besucher zu empfangen. Dahinter führt der breite, ungepflasterte Spazierweg zwischen den Bäumen bis zum so genann-

ten Seufzerwäldchen am Ende der Insel; seit den 1970er-Jahren nachts elektrisch beleuchtet. Gut gemeinte Sanierungsmaßnahmen aus dieser Zeit haben den Bäumen arg zugesetzt. Auch gegenwärtig ist der Gesundheitszustand der Platanen wieder Diskussionsstoff; die hier stattfindende, sehr beliebte, gastronomische „Tübinger Sommerinsel“ ist aus ökologischen und denkmalpflegerischen Gründen ein Problem.

Die Entstehungsgeschichte der Platanenallee liegt im Dunkeln und ist lediglich als Legende überliefert. Demnach soll der letzte Henker Tübingens, der nach Wegfall dieser Aufgabe als Wegeinspektor arbeitete, die Platanen zwischen 1820 und 1824 gepflanzt haben. Sie gehörten zu einem Alleensystem südlich der Stadt im so genannten Wöhrd, dem Schwemmgebiet des Neckars, das jahrhundertlang den Ackerbürgern als Viehweide zur Verfügung gestanden hatte. Die Anlage dieser Alleen war ein Zugeständnis der Stadt an ihre akademischen Spaziergänger. Als das Neckartor deswegen 1820 für den Viehtrieb geschlossen wurde, kam es zum Kulturkampf: Die Bauern aus der Unterstadt fällten eigenmächtig die Pappeln an der Rottenburger

Chaussee und ersetzten sie durch Obstbäume, die Universität drohte mit ihrem Auszug nach Stuttgart.

Der Streit um den Wöhrd zwischen Akademikern und Ackerbürgern flammte im Laufe des 19. Jahrhunderts immer wieder auf. Schließlich entstand 1861 der Bahnhof und es folgte der Ausbau der Südstadt, was die Zerschneidung des Wöhrds bedeutete. Andererseits beruhigten die Einrichtung einer städtischen Grünanlage mit dem Anlagensee und der Ausbau des Oberen Wöhrds als Erholungsgebiet mit Spiel-, Sport- und Festplätzen bis zum Ende des Jahrhunderts die Gemüter. In diesen städtischen Anlagen führen zwei weitere historische Alleen heute eher ein Schattendasein. Die Platanenallee jedoch ist durch ihre imposante Erscheinung vor der Kulisse der Altstadt ein Markenzeichen Tübingens geworden; ihre Rettung und Erhaltung eine Herzensangelegenheit aller Tübinger.

Sabine Kraume-Probst M. A.
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege

Tübingen mit Platanenallee aus der Vogelschau, um 1865.





Karlsruhes „Central Park“

Der Stadtgarten als Bürgerpark und Zoo

In Karlsruhe steht der populäre Stadtgarten gegenwärtig im Brennpunkt kommunaler Planungen. Denn aufgrund aktueller Tierhaltungsbestimmungen benötigt der Zoo im Stadtgarten größere Gehege, um weiter Großtiere halten und züchten zu dürfen. Die Stadt Karlsruhe bat die staatliche Denkmalpflege deshalb um eine detaillierte Begründung und Beschreibung der denkmalgeschützten Anlagen. Im Stadtratsbeschluss zur Zooerweiterung vom Mai 2006 fanden die Belange des Denkmalschutzes Gehör und so können besonders wertvolle Gartenbereiche bestehen bleiben. Der beschlossene Architekturwettbewerb wird sich auf Flächen nahe des 1955 eröffneten Tullabades konzentrieren, das als Kulturdenkmal von besonderer Bedeutung nach Fertigstellung eines neu entstehenden Erlebnisbades exotische Tiere aufnehmen soll, auch ein pädagogisches Zentrum mit Gastronomie soll hier untergebracht werden.

Clemens Kieser

Der Stadtgarten war die erste Grünanlage der Karlsruher Bürger in der Residenzstadt. Seine heutige Gestalt erhielt dieser jedoch durch die Verschmelzung mehrerer historischer Anlagen, wie der Promenade im Sallenwäldchen, dem Tiergarten und dem Festplatz mit dem Vierordtbad, sowie der im Krieg zerstörten Fest- und Ausstellungshalle. Mit der Zusammenfassung der Anlagen der Festhalle und des 1865 eröffneten Tiergartens zu einer Einheit im Jahre 1877 begann die Geschichte des Stadtgartens, obwohl seine Wurzeln weiter zurückreichen, denn schon 1823 fand hier gärtnerische Pflege statt. Mit der fortschreitenden Industrialisierung und dem Bevölkerungswachstum wurde das Stadtgrün im Laufe des 19. Jahrhunderts zur Erholungsinsel inmitten der ringsum neu entstehenden, dicht besiedelten Stadtteile. Dem einst vor den Toren der Stadt gelegenen Grün wuchs die Funktion eines Volksparks zu, der bald über Spiel- und Liegewiesen, Sportanlagen, Spielplätze, Pflanzensondergärten, Freilichttheater, Imbisshallen, Gaststätten und Versammlungsräume verfügte. Das Gelände bot schon damals einen notwendigen Ausgleich zu den beengten Arbeits-, Wohn- und Lebensbedingungen der Stadtbevölkerung.

Vom Landschaftspark des 19. Jahrhunderts zur Bundesgartenschau 1967

Der neu gegründete Karlsruher Stadtgarten präsentierte sich seit 1877 zunächst als Landschafts-

park mit regelmäßigen Anlagenteilen, nach 1900 wurde er um zeittypische architektonische Sondergärten und plastische Kunstwerke bereichert. Durch die 1913/14 erfolgte Verlegung des Hauptbahnhofs an den heutigen Standort am Südeingang wurde nach Wegfall der Bahntrasse eine Erweiterung des Parks nach Westen möglich. In den Jahren 1963–1967 unternahm die Stadt Karlsruhe schließlich die aufwändige Umgestaltung der Anlagen für die Bundesgartenschau 1967, die dafür ausgebauten Wege und Flächen bilden bis heute das grüne Rückgrat Karlsruhes.



1 Direktorenwohnhaus, 1908.

Prof. Walter Rossow hatte in einem Gutachten das übergreifende Konzept erarbeitet, das einen „grünen Weg“ für Fußgänger vom Bahnhof über den Stadtgarten bis zum Schlosspark vorsah. Mit dem Gartenbaudirektor Robert Mürb bildete Rossow auch die künstlerische Leitung der Ausstellung, deren Ziel es war, den historisch gewachsenen Stadtgarten zu einer gartenästhetischen Einheit zu formen. Die Nord-Süd-Teilung durch den Tiergartenweg konnte durch eine weit ausschwingende Fußgängerbrücke überwunden werden, denn die Verbindungsbrücke von 1894 sowie die Unterführung wurden beseitigt. Da für die Hallenschauen im Rahmen der nationalen Gartenausstellung mehr Raum benötigt wurde, entstand beim Nordeingang bis 1966 die Nancy-Halle (vgl. NaBl 2/2006). Der Stadtgarten ist heute ein bedeutendes Beispiel der Gartenkunst der 1960er-Jahre, das sich in seinen wesentlichen Teilen erhalten hat. In der Neugestaltung für 1967 flossen zahlreiche vorhandene historische, ebenfalls denkmalwerte Elemente und Strukturen ein. So beließ man die 1914 von Wilhelm Vittali errichteten Umfriedungsmauern im Westen und Osten der Anlage, die mit zierenden Blumen- und Obstkörben versehen sind.

Unter den Neuerungen fällt zunächst die geometrisierende Überformung der Anlagenseen auf, die stumpfwinklige Formen erhielten, wie dies auf der Landesgartenschau 1961 in Stuttgart bereits zu beobachten war bzw. auf der Internationalen Gartenbauausstellung in Hamburg 1963. Die Vorliebe für den 60-Grad-Winkel fällt auch bei Blumenbeeten, Sitzplätzen oder bei Seebühne ins Auge. In diesen ästhetischen Kanon fügt sich die Kontrastierung rechteckiger Architekturelemente und getrimmter Pflanzenstrukturen gegen freier wachsendes Grün, sowie die Verwendung unterschiedlichster Baumaterialien, wie auch Beton. Diese wohl überlegten Gegensätze sind für die Gartengestaltung der Zeit charakteristisch.

Die generelle Raumkonzeption folgte dem gestalterischen Prinzip des „fließenden Raums“, der weder offen noch gänzlich in sich abgeschlossen sein sollte. Stilmittel war die Setzung niedriger räumliche Elemente wie Skulpturen, Pflanzen, transparenter Leichtbauten oder Mauern, die den Blick nicht verstellen, sondern führen und Perspektiven eröffnen sollten. Das einst engmaschige Wegenetz im „Sallenwäldchen“ östlich des großen Stadtgartensees wurde drastisch vereinfacht und der Baumbestand gelichtet, sodass hier ein großzügiger und landschaftsparkartiger Bereich entstand, der auf kleinem Raum den Eindruck von Weite und Transparenz zu erzeugen verstand. Sieben gegeneinander versetzte Pergolen schließen die große Wiese nach Osten ab. In ih-



rem Süden lädt an heißen Tagen der schattige Waldstaudengarten mit inselartig gruppierte Sitzplätzen bei niedrigen Steintischen zum Verweilen ein. Neun Wände aus je fünf oder sechs leicht überlappend aufgestellten Granitplatten ordnen den Raum und bilden einen reizvollen Kontrast zum alten Baumbestand.

Umriss und Form der Gewässer wurden in kühner Weise geometrisch gefasst. Überaus bemerkenswert ist die „Gondoletta“, eine elegante Bootbahn aus zahlreichen überdachten Kunststoffbooten, die über ein Bodenseil auf einem Rundkurs gemächlich durch die beiden Anlagenseen und den Verbindungskanal gezogen werden. Am Ostufer des Stadtgartensees werden Sitzterrassen am Ufer passiert, die zu Fuß über grobe Tritte aus Granit zu erreichen sind. Die langen Baumreihen der Platanenallee durchziehen den Stadtgarten östlich der Seen in seiner ganzen Länge, sie markieren die früheste Grenze der Anlage. Hier schließt im Norden der Rosengarten an,

2 Stadtgarten von oben.

2 *Stadtgartenmauer, 1918 (rechts) und Vignette.*



eine fächerartige Anordnung von Rosenbeeten, die mit kastenförmig zugeschnittenen Buchshecken wechseln. Schmale gepflasterte Wege führen hier zu Sitzplatzinseln und lockern die Geometrie der Anlage auf. Die Neuplanung der offenen Anlage, die 1967 den seit 1915 bestehenden heckenumschlossenen Rosengarten ersetzte, vollendeten Robert Mürb und Jürgen Klahn. Am Westufer des Stadtgartensees entstand die Seebühne mit einer in die Wasserfläche vorgeschobenen Holzplattform, Zuschauerterrassen und einer tragflächenartig überdachten Bühne. Die Planer Gernot Kramer, Christoph Blomeier und Hans-Georg Böhler gestalteten in ähnlicher Weise auch den nahen Westeingang.

Der einige Schritte südlich gelegene, schon seit 1914 bestehende Japangarten wurde 1965 durch Prof. Keiji Uyehara von der landwirtschaftlichen Hochschule Tokio umgestaltet und erweitert. Durch den Hauptweg in zwei Anlagenteile geschieden, bildet das rote Eingangstor – Nachbau eines japanischen „Tori“ – den Einlass zu einer vollendeten Miniaturlandschaft mit Pergola, asiatischen Gewächsen, einem Bachlauf, Steinlaternen, Spruchsteinen, einem Shinto-Schrein mit Steinlöwen und Miniatur-Pagoden für reizvolle Ausblicke. Am Ufer des Stadtgartensees erstreckt sich der geharkte Steingarten mit seinen meditativ wirkenden Steinsetzungen.

Die südlich anschließende Wolff-Anlage wurde

1919 durch den Parfümfabrikanten Friedrich Wolff gestiftet. Auf einen Entwurf des Gartenbaudirektors Friedrich Scherer zurückgehend, wurden vier heckenumschlossene Gartenräume im Norden durch ein Rondell mit einer Brunnenstele von Robert Ittermann (1927) abgeschlossen. Für die Bundesgartenschau öffnete man die Hecken seitlich, die meisten Blumenbeete verschwanden und man erstellte gegeneinander versetzte Sitzmauern. Am südlichen Ende der „Wolff-Anlage“ entstand nach Entwürfen von Robert Mürb und Jürgen Klahn eine Brunnenkatarakt mit scharfkantige geformten Becken.

Der Südeingang des Stadtgartens liegt hinter den Kolonnaden des Bahnhofplatzes. Ein quereckiges Fontänenbecken gestattet den offenen Blick in den Garten und führt zum Kassenhäuschen. Ludwig Bertges gestaltete den Südteil des Gartens, der zum Schwanensee in Terrassen abfällt, aufgelockert durch polygonal gefasste Beete. Weltläufigkeit signalisiert die als Weltzeituhr konzipierte Sonnenuhr (1967, Ernst Kibler). Die Anlage „Baden-Baden“ rechts des Eingangs wurde als Werbemaßnahme von der Kurstadt finanziert und durch ihren Gartendirektor Walter Rieger entworfen. Ihre polygonal ausgeformte Terrassenanlage besitzt Schutz spendende Pergolen, eine Wasserkaskade mit runden Eternitbehältern und eine futuristisch wirkende „Wassertreppe“ aus durchsichtigem Kunststoff.

3 *Verbindungskanal zwischen Schwanen- und Stadtgartensee.*

4 *Japanischer Garten mit Tori und Shinto-Schrein.*





Der Lauterberg östlich des Schwanensees entstand 1898 anstatt eines Wasserturms. Der enthaltene Hochbehälter war bis 1967 Bestandteil der Trinkwasserversorgung und diente noch ein Jahrzehnt als Wasserreservoir des Stadtgartens. Dann wurde er aus statischen Gründen mit Beton verfüllt. Von der in nationalromantischem Geist errichteten künstlichen Ruine auf dem Gipfel ist die Umfriedungsmauer mit einem Spitzbogen erhalten. Zu ihrer Erbauung wurden Steine der damals demontierten Bundesfestung Rastatt verwendet. Im Zweiten Weltkrieg als Falkstellung schwer beschädigt und 1948 abgetragen, entstand hier 1959 eine Aussichtsplattform. Das älteste und wertvollste Gehege des Karlsruher Zoos ist das noch immer genutzte Seelöwenbassin von 1913. Unmittelbar benachbart findet sich die 1962 eröffnete Milchbar mit ihren eleganten Glasfronten und einer zeittypischen Innengestaltung. Nahe des östlichen Ausgangs steht die mit schmucken Zierfachwerkelementen gestaltete Direktorenvilla, die Stadtbaurat Strieder 1905 errichtete. Im Zoobereich hat sich der für 1967 kreisrund überformte Ludwigsee mit der Stelzvogelwiese erhalten, auf der wiederum kreisrunde Reethäuschen angeordnet wurden. Als Heimstätte für Wassergeflügel entstand zwischen Ludwigsee und Schwanensee ein malerisches Bachtal.

Literatur

Uta Schmitt, Der Stadtgarten in Karlsruhe. Geschichte und Denkmalwert. (Diplomarbeit – Institut für Grünplanung und Gartenarchitektur, Fachbereich Landschaftsarchitektur und Umweltentwicklung, Universität Hannover) 2003 [Manuskript].
 Claudia Pohl, Kunst im Stadtraum – Skulpturenführer für Karlsruhe Rundgänge zur Kunst im öffentlichen Raum in Karlsruhe. Karlsruhe 2005.
 Günter Mader, Gartenkunst des 20. Jahrhunderts. Stuttgart 1999.

Dr. Clemens Kieser
Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 – Denkmalpflege

5 *Rondell im Norden der Wolff-Anlage.*

6 *Bachtal vom Ludwig zum Schwanensee.*

7 *Brunnen südlich der Wolff-Anlage.*

8 *Terrassenanlage Baden-Baden beim Südeingang.*

9 *Reethäuschen der Stelzvogelwiese am Ludwigsee.*





Der Weinheimer Exotenwald

Pflanzen der Welt am Odenwald

Eine ihrer wichtigsten Parkanlagen, den Exotenwald, verdankt die Stadt Weinheim Christian Freiherr von Berckheim, dessen Familie das Weinheimer Schloss von 1837 an nach und nach erwarb und umbaute. Der südöstlich an den Schlosspark anschließende Exotenwald entstand als eine ganz neue Anlage nach seinen Vorgaben. Auf dem kuppigen Terrain legte er ab 1872 einen von Alleen durchzogenen Wald mit fremdländischen Gewächsen an. Er ging damit weit über die damals verbreitete Mode hinaus, nur einzelne Exemplare der teuren Exoten anzupflanzen. Auf 60 ha Fläche stehen heute rund 180 verschiedene Baum- und Straucharten aus fast allen Erdteilen.

Ulrich Wilhelm

Der Wald mit seinen beeindruckenden Beständen etwa an Mammutbäumen ist heute trotz einiger Veränderungen, die nicht zuletzt auch seiner modernen Funktion als städtisches Naherholungsgebiet geschuldet sind, ein beeindruckendes Gartendenkmal. Für seinen Erhalt und die Fortführung im Sinne der Berckheimschen Idee sowie seine wissenschaftliche Betreuung sorgt trotz des damit verbundenen sehr intensiven Pflegeaufwands der heutige Eigentümer, das Land Baden-Württemberg.

Die Gründerzeit

Was Christian Freiherr von Berckheim 1872 zu seinen umfangreichen Pflanzungen veranlasst hat, ist uns nicht bekannt, jedoch war „Exotenanbau“ in dieser Zeit durchaus Mode. Die damalige verkehrstechnische Entwicklung bot die Möglichkeit, Pflanzen aus anderen Erdteilen kennen zu lernen, zu erwerben und auch zu kultivieren. Diese waren nicht gerade billig und schon deswegen etwas Besonderes, Exquisites.

Das Vorgehen von Berckheims war langfristig geplant. Seit den 1860er-Jahren kaufte er östlich seines Schlossparks Gärten und kleine Waldgrundstücke auf. Gleichzeitig entwirft er in seinem mit „Pflanzung“ bezeichneten Gartenbüchlein detaillierte Anbaupläne für viele Bereiche der neu erworbenen Flächen.

Der Schwerpunkt seiner Planungen lag dabei vor allem auf den Anlagen von Wegen, die kutschenbefahrbar sind und vor der Eigentumsgrenze mit Rondellen zum Wenden enden. Längs dieser Wege sind aufwändige Alleen vorgesehen, für die von Berckheim eine Fülle seltener und kostbarer Baum- und Straucharten vorsieht. An den Wegkreuzungen und besonders exponierten Stellen

werden diese Pflanzungen auch in die umgebenen Flächen hinein ausgeweitet. Daneben sind Pavillons und Sitzgruppen geplant, im Osten des Waldgebietes sollen fünf Weiher entstehen.

Von Berckheim will daher streng genommen keinen „Wald“, selbst wenn er gleichzeitig vorsieht, einige Flächen zwischen den Wegen auch mit fremdländischen Bäumen auszupflanzen. Bereits vorhandene Waldstücke auf den angekauften Flächen lässt er stehen, bindet sie in sein Konzept ein und „versteckt“ sie hinter den randlichen Alleen. Aber hier gibt es bereits erste Ausnahmen, die den Anbau letztlich zur Besonderheit werden lassen: Von Berckheim pflanzt auf einigen Flächen auch besondere und vor allem besonders teure Baumarten an. Ein markantes Beispiel ist der alte Mammutbaumbestand. Allein hierfür bestellt von Berckheim 1128 Topfpflanzen bei der renommierten Pflanzschule Veitch in Exeter bei London.



1 Kastanienbrunnen
an der Ida-Bank.

Die Bäumchen werden per Schiff und Fuhrwerk nach Weinheim gebracht und kosten jeweils zwei Guineen, entsprechend 43 Goldmark.

Insgesamt entstehen 35 solcher, besonderer Bestände, deren Pflanzen er nicht nur aus London, sondern auch aus Orleans und Gent bezieht. Nur hier wird am Bestandesrand die sonst im gesamten Waldgebiet obligatorische Allee unterbrochen, schließlich steht hier auch etwas Respektables auf der Fläche.

Von 1872 bis 1883 – so lange begleitet von Berckheim im „Pflanzungsjournal“ die Pflanzungen – werden insgesamt 12 494 Gehölze angepflanzt. Sie gehören zu rund 150 Baum- und Straucharten. Bereits in der frühen Anbauphase lädt Christian von Berckheim besondere Gäste seines Hauses zum Pflanzen ein. Dabei werden stets „Wellingtonien“, also Mammutbäume, verwendet. Eine letztlich nicht abgeschlossene Liste dieser Gäste liegt uns noch im „Pflanzungsjournal“ unter dem Abschnitt „Gedenkpflanzungen“ vor.

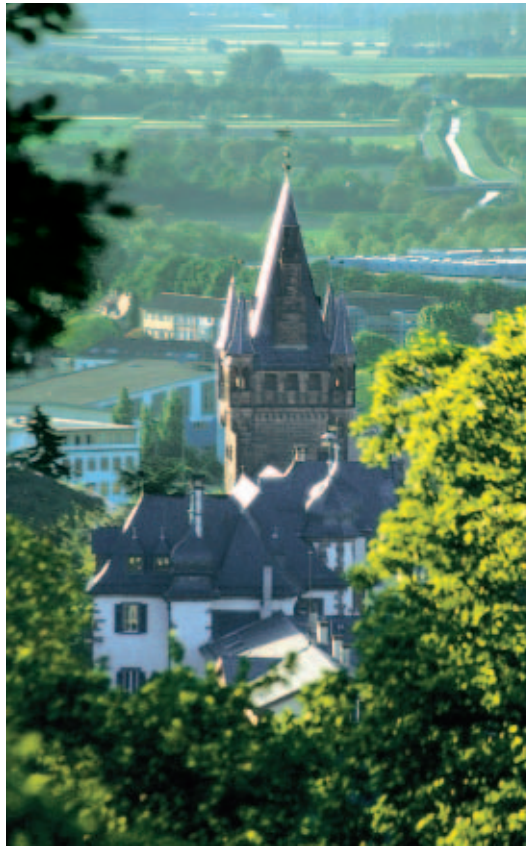
Schwierige Standortvoraussetzungen

Mit dem Gebiet östlich des Schlossparks hatte von Berckheim ein ausgesprochen kompliziertes Anbaugelände ausgewählt. Der vorherrschende Granit-Untergrund ließ ein buntes Mosaik rasch wechselnder Standorte entstehen, die mit unregelmäßigen, oft kleinflächigen Lössbändern durchzogen sind. Dazu kommen im Westen noch mehrere Buntsandsteinflächen mit Sandböden, die als Bruchschollen des Rheintaleinbruches einst hier hängen blieben.

Aber auch die klimatischen Voraussetzungen sind einschränkend und kompliziert. Dem berühmten frühen Frühling an der Bergstraße folgen immer wieder Spätfröste. Das Weinbauklima lässt zwar einen guten Wein reifen, Zitronen und Feigen wachsen, verbindet sich aber mit einem sehr warmen und oft sehr trockenen Sommer.

Von vielen fremdländischen Baum- und Straucharten waren die Standortansprüche und ihr Wachstumsverhalten nicht bekannt. Es ist daher nicht verwunderlich, wenn gleich in den ersten Jahren, vor allem aber nach einem strengen Winter 1878/79 ein Großteil der Pflanzen abstirbt.

Von Berckheim bessert zunächst intensiv und teuer die Ausfälle nach. Tatsächlich gelingt es ihm in einigen Beständen, das Überleben gegen den Standort zu erzwingen. Ein schönes Beispiel ist der Bestand der Lawson-Scheinzypressen, der eigentlich besser wasserversorgte Böden bräuchte, in Weinheim aber auf einem trockenen Oberhang angebaut wurde. Er lebt noch immer, wenn auch nicht allzu dynamisch wachsend. In kritischen Jahren, zuletzt 2003, fallen immer wieder einzelne Bäume aus.



2 Blick vom Exotenwald zum nahen Schloss.

Bereits Ende der 1870er-Jahre beginnt von Berckheim mit Baumarten nachzubessern, von denen er weiß, dass sie gedeihen können. Meist sind es zunächst fremdländische, später auch einheimische Fichten, Tannen und Kiefern.

Gesundheitliche Probleme zwingen den Exotenwaldgründer zu längeren Abwesenheitszeiten von Weinheim. Zunehmend entstehen hierdurch Pflegeprobleme, viele Pflanzen fallen aus. Dies gilt insbesondere für die sehr heiklen Alleen.

Lediglich am Schlossparkausgang ist zu erkennen, achtet man auf die dickeren Bäume, wie sich der Rest der alten Allee noch vom umgebenden Bestand abhebt. Bis auf einen kleinen Rest am Unteren Kastanienwaldweg existieren die alten Allee-bäume nicht mehr.

Das Ende der Gründerperiode

Ungewollt vollzog sich daher bereits in den 1880er-Jahren der Wandel vom erweiterten Schlosspark mit großen Waldanteilen hin zum eigentlichen Exoten-„Wald“. Es ist bemerkenswert, dass von Berckheim durch seine Flächenaufforstungen einen Grundstein für den Exotenwald gelegt hatte, der auch für sich etwas dendrologisch Besonderes darstellt. Wichtigste Bestände dieser Zeit sind der alte Mammutbaumbestand (*Sequoiadendron giganteum*), Riesenlebensbaum (*Thuja plicata*), Lawsons Scheinzypresse (*Chamaecyparis lawsoniana*), Atlaszedern (*Cedrus atlantica*), Flusszeder (*Calocedrus decurrens*).

3 Mammutbäume mit beachtlicher Größe.

4 Die Flusszedern der Gründerzeit.



Der Exotenwald ist Privatwald. Nach dem Tod des Begründers geht er in einen 40-jährigen Dornröschenschlaf über, wird als hauseigener Brennholzschlaf, seltener auch als Bauholzlieferant verwendet.

Neue Anbauten für den Exotenwald

Der Neuanfang vollzieht sich ab 1929. Er verbindet sich eng mit Wilhelm Fabricius, dem späteren Leiter des Forstamtes und Präsidenten der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft. Ihm gelingt es, die gräfliche Familie erneut für ihr besonderes Waldgebiet zu begeistern und hieraus einen ersten Betreuungsvertrag für das Waldgebiet zu erhalten. Fabricius ist dendrologisch ausgesprochen interessiert, gleichzeitig aber auch ein Meister forstlicher Öffentlichkeitsarbeit. Seine Mitgliedschaft in der Deutschen Dendrologischen Gesellschaft nützt er geschickt als Plattform zur Werbung für das Weinheimer Waldgebiet. Der Exotenwald erreicht so seine europaweite Bekanntheit als dendrologische Besonderheit.

Bis zum Zweiten Weltkrieg entstehen mehr als 8 ha neuer Exotenwaldflächen. Fabricius beginnt damit eine bis heute andauernde, ständige Erweiterung des Baumartenspektrums. Damit setzt er die letzte Entwicklungsphase aus der Gründerzeit fort, in der Waldbestände mit fremdländischen Baumarten angebaut wurden und nicht einzelne Bäume.

Exotenwaldpflege ist aufwändig. Sie unterscheidet sich bis heute markant von der Bewirtschaftung eines heimischen „normalen“ Waldes.

Meist verbindet sie sich mit Kahlschlägen, denn nur wenige fremdländische Bestände lassen die natürliche Verjüngung für die zweite Waldgeneration wachsen. Hierzu gehören u. a. Flusszedern, Scheinzypressen und Großblättrige Japanische Magnolien.

Gelingt die Pflanzung, so folgt meist eine aufwändige Pflegephase oft über mehrere Jahre hinweg. Vielfach müssen die jungen Bäume vor allem gegen vitale heimische Konkurrenz durchge-



5 Im alten Mammutbaumbestand.



6 Flusszedern am Rundweg.

7 Sichelannenbestand der 30er Jahre.

bracht werden, ehe sie sich so weit stabilisiert haben, dass ihnen andere Baumarten nicht mehr schaden können.

Planmäßige Weiterentwicklung

Seit 1956 ist der Exotenwald Staatswald des Landes Baden-Württemberg. Damit erfolgt im Rahmen einer ersten forstlichen Betriebsplanung eine umfassende Aufnahme aller Bestände. Seitdem wird die Pflege planmäßig betrieben. Umfangreiche Messungen auch in den darauf folgenden Betriebsplanungen 1970, 80, 90 und 2001 gestatten heute interessante Einblicke in die Entwicklung der Baumarten. Anlässlich des 125-jährigen Bestehens des Exotenwaldes wurden diese neuen Beobachtungen erstmals mit den sonstigen in der Literatur zu diesem Waldgebiet beschriebenen Anbauerfahrungen zusammengefasst.

Von Berckheim konnte seinerzeit auf ein reichhaltiges Pflanzenangebot zurückgreifen, das auch für einen Waldbestand die erforderliche Stückzahl bereithielt. Diese Entwicklung setzte sich über einen vergleichsweise langen Zeitraum durchaus positiv fort. Auch Fabricius sowie sein Nachfolger Werner Barth profitierten davon bis in die 1980er-Jahre.

Danach ging die Nachfrage nach fremdländischen Jungpflanzen für den Wald zurück, sodass Baumschulen nur noch kleine Mengen dieser Gehölze bereithielten. Exotenanbau ist heute nur noch mit mehrjähriger Planung möglich. Gleich-

zeitig lebt er auch von einer Art „Schnäppchenwirtschaft“, wobei kurzfristig über den Ankauf geeigneter Pflanzen entschieden wird, wenn diese in der erforderlichen Menge zufällig in einer Baumschule entdeckt werden.

Zielsetzung und Baumartenwahl im Wandel

Es ist erstaunlich, wie sehr sich die Zielsetzungen für den Weinheimer Exotenwald in der vergleichsweise kurzen Lebensdauer gewandelt haben. Sie schlagen sich jeweils in den Kriterien für die Pflanzenauswahl bis hin zur Frage Baum oder Strauch nieder, in der Förderung gewünschter und dem Zurückdrängen weniger gewünschter Baumarten.

Die Gründerzeit

Von Berckheim schuf die Voraussetzungen für eine walddreiche Schlossparkerweiterung. Sein Ziel war es, etwas Besonderes zu gestalten. Die Baum- und Straucharten waren daher vielseitig (für den Standort eigentlich zu vielseitig), möglichst selten, exquisit, vielleicht auch bewusst kostspielig. Seine waldbauliche Zielsetzung übertraf das, was seinerzeit in Parks durchaus üblich war, durch Menge und Aufwand. Der Herkunftsschwerpunkt der „neuen“ Bäume lag dabei in Nordamerika, vor allem im Westen des Kontinents. Der typischste Baum dieser Anbauphase ist zweifelsohne der Bergmammutbaum.

8 Im Araucarien-Bestand.

9 Blüte der Lilien-Magnolie.

10 u. 11 Samen und Blüte der Großblättrigen Japanischen Magnolien (beide rechts).



Der Anbau 1929 bis 1960

Die zweite Anbauphase, die sich in Weinheim mit den Namen Fabricius und Barth verbindet, ist weitgehend geprägt vom Gedanken an nationale Holzversorgung. Fremdländische Bäume wurden nur dann angebaut, wenn dadurch die Möglichkeit bestand, entweder besonders wertvolles oder raschwüchsiges Holz zu kultivieren. Sträucher kamen dafür verständlicherweise nicht mehr infrage. Mit dieser Zielsetzung verband sich zwangsläufig aber die Frage nach der genauen Herkunft des Pflanzgutes. Viele Bestände wurden zu Versuchsbeständen erklärt, die von der Forstlichen Versuchs- und Forschungsanstalt betreut wurden, deren Entwicklung man akribisch vermaß und beobachtete.

Die Baumartenwahl orientiert sich zunächst an den Beständen der Gründerzeit. Aus eigener Saatgutgewinnung entstanden vor allem amerikanische Tochterbestände. Ein wenig den politischen Interessen folgend, pflanzte man dann in den mittleren 1930er-Jahren bis in den Zweiten Weltkrieg asiatische, vorwiegend japanische Baumarten. Angebaut wurden, unbeeindruckt von der Schönheit vieler blühender japanischer Bäume, fast ausschließlich solche Baumarten, die einen Holzertrag versprachen. Bezeichnend war daher, dass man im Exotenwald gleich drei Be-

stände der Japanischen Sichelanne (*Cryptomeria japonica*) mit ihrem rotfarbenen, besonders widerstandsfähigen Holz anlegte.

Exoten- und Erholungswald

Die dritte Phase im Exotenwald vollzog sich eher allmählich. Zunächst hatte der Übergang zum Staatswald und die Leitung durch Barth Anfang der 1960er-Jahre dem gesamten Wald eine intensive Pflegphase beschert. Ihr verdanken wir den Erhalt vieler wuchsunterlegener Baumarten vor allem in Mischbeständen. Grundsätzlich haben sich allerdings solche Bestände im Exotenwald nicht bewährt. Sie führten vielfach zur zwangsläufigen Entscheidung für eine Baumart und zum Verlust der anderen. Bereits in dieser Zeit ging Barth daher dazu über, die fremdländischen Bäume kleinflächig rein anzubauen und die angestrebte Mischung über Kleinflächen zu erzielen. Eher sukzessive von den 1960er-Jahren beginnend entwickelte sich im Exotenwald ein stadtnaher Erholungswald. Viele neue Wege wurden angelegt, Bänke aufgestellt, eine Kneipp-Anlage mit einem Brunnen wird gebaut und ein Kinder-spielplatz. Der Wald übernahm damit wieder einen Großteil seiner ursprünglichen Funktion als Erholungswald, nur eben diesmal an den Bedürfnissen einer breiten Öffentlichkeit orientiert.

12 Rundwege im Exotenwald.





13 Blüte des Californischen Hartriegels o. li.



14 Blüte der Tränenkiefer u. li.

15 Scharlacheichen im Herbst.



Die Pflanzungen beschränkten sich noch bis Anfang der 1990er-Jahre auf Bäume. Erst danach wurden planmäßig auch typische, zu den Baumbeständen „passende“ Straucharten dazugepflanzt.

Auch waldbaulich vollzog sich in dieser Zeit ein Wandel, nämlich weg vom Holz-„ertrags“-denken hin zu interessanten, markanten, jeweils gendertypischen Baum- und Straucharten. Damit kommen wieder Baumarten in den Anbau, die um der Schönheit ihrer Blüte oder der Besonderheit ihres Aussehens willen ausgesucht werden. Typische Beispiele sind viele Magnolien- und Japanische Kirschenarten oder ein Bestand südamerikanischer Andentannen (*Araucaria araucana*).

Der Exotenwald heute – Anbaukonzept und Regionalisierung

Während in den früheren Anbauphasen das Spektrum geeigneter Pflanzen regional begrenzt war, brachte die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg eine gewaltige Ausdehnung, so können heute Pflanzen fast weltweit bezogen werden.

Diese Tatsache machte für die weitere Exotenwaldentwicklung eine grundsätzliche Anbaukonzeption erforderlich: Was sollte künftig wo hingepflanzt werden? Eine solche Konzeption war für einen Wald in sehr anschaulicher Weise im König-

lich Geographischen Arboretum in Tervuren bei Brüssel seit 1902 verwirklicht. Sie konnte weitgehend für das Weinheimer Gebiet übernommen werden.

Wie dort wurden die weltweit gemäßigten Klimazonen in 18 regionale Großräume untergliedert. Für diese wurden mit Fachleuten der Dendrologie und aufgrund von Anbauberichten Listen von Baumarten erarbeitet, von denen man bereits positive Anbauerfahrung hatte. Gleichzeitig wurden die Exotenwaldflächen jeweils einem dieser 18 Großräume zugeordnet. Glücklicherweise war dies aufgrund der vorhandenen Baum- und Straucharten ohne größere Probleme möglich.

Stehen heute Pflanzungen im Exotenwald an, so ergibt sich aus der Zuordnung der betreffenden Fläche zu den Großräumen die jeweilige Liste möglicher Baum- oder Straucharten. Aus ihr wird dann eine vom Standort und der Umgebung geeignete Art ausgewählt und danach dem Budget entsprechend das Pflanzgut europaweit eingekauft. So kommen jährlich drei bis fünf neue Baumarten dazu.

Quellen und Literatur

„Pflanzung 1872–1882“. Handschriftliche Aufzeichnung von Christian Freiherr von Berckheim. Archiv des Forstamtes Weinheim.

„Pflanzungsjournal 1873“. Handschriftliche Aufzeichnung von Christian Freiherr von Berckheim. Archiv des Forstamtes Weinheim.

Für den Fachmann

Der Exotenwald Weinheim 1872–1997. 125 Jahre Fremdländeranbau an der Bergstraße von Ernst Noe und Ulrich Wilhelm; in: Schriftenreihe der Landesforstverwaltung Baden-Württemberg, Band 79, Stuttgart 1997

Für den interessierten Laien

Der Exotenwald Weinheim, von Ulrich Wilhelm Diesbach Verlag Weinheim, 2. Auflage 2002

Dr. Ulrich Wilhelm
Leiter des Forstbezirks
Weinheim
Geiersbergstraße 1
69469 Weinheim

Denkmalporträt



Weder Rasen, Rosen noch Rabatten ... Das Herbarium des Konstanzer Apothekers und Museumsgründers Ludwig Leiner

„Herbarien sind nützlich; aber man lässt sie liegen, wenn man die lebenden Pflanzen sehen kann mitsamt ihren Nachbarn, ihrer Wurzelerde, ihrer Atmosphäre.“ So äußerte sich Georg Dehio, der Altmeister der Denkmalpflege, im Jahre 1911 auf dem Salzburger Tag für Denkmalpflege und Heimatschutz. Freilich wollte er damit keine Kritik am Pflanzensammeln üben. Die Bemerkung war vielmehr auf das Museumswesen gemünzt, das die Denkmale ihres ursprünglichen Ortes und Zweckes entfremdet und sie wie die Pflanzen in einem Herbarium „entwurzelt“.

Als Dehio diesen Vergleich zog, hat er wohl noch nicht geahnt, dass man sowohl Museen als auch Herbarien eines Tages nicht nur als „nützlich“ ansehen könnte, sondern vielmehr als genau das, was er mit seinem Verdikt eigentlich schützen wollte, nämlich als Denkmale. So ist das von Ludwig Leiner im Jahre 1870 gegründete Konstanzer Rosgartenmuseum mit dem bekannten „Leiner-Saal“ bereits seit längerem im Denkmalbuch ein-

getragen. Sein Herbarium, das ehemals Teil dieses Museums war, folgte vor kurzem.

Mit dem Sammeln von Pflanzen hatte Ludwig Leiner (1830–1901) bereits während seiner Lehre in der väterlichen Apotheke in Konstanz begonnen. Die anschließende Gesellenzeit nutzte er zu botanischen Exkursionen, die ihn an den Oberrhein und bis in die Schweizer Alpen führten. Außer durch seine eigene Sammeltätigkeit baute Leiner das Herbarium durch einen intensiven Tauschhandel mit anderen Botanikern sowie durch zahlreiche Ankäufe aus, unter anderem vom „Botanischen Reiseverein“ in Esslingen, der 1825 gegründet worden war, um mit dem Geld der Vereinsmitglieder „alljährlich junge Botaniker zur Entdeckung und Einsammlung seltener Gewächse“ auf Reisen schicken zu können. Leiner war jedoch nicht nur Sammler, sondern auch Wissenschaftler. Unter anderem gab er zusammen mit zwei anderen Pflanzensammlern die „Kryptogamen Badens“ heraus, ein Exsikkatenwerk, das in

kleiner Auflage gedruckt wurde, jedoch keine Abbildungen enthielt, sondern stattdessen eingeklebte Pflanzen. Nach Ludwig Leiners Tod wurde die Sammlung durch seine Nachkommen noch bis in die späten 1940er-Jahre fortgeführt und ergänzt. Heute befindet sich das Herbarium als Dauerleihgabe im Bodensee-Naturkundemuseum in Konstanz.

Insgesamt umfasst es mehr als 15 000 Belege von Phanerogamen, also von Blütenpflanzen und Farne, sowie eine etwa gleich große Anzahl von Kryptogamen, also von Moosen, Flechten, Algen und Pilzen. In seltener Vollständigkeit dokumentiert es über das ganze 19. Jahrhundert hinweg die Flora des gesamten Bodenseegebietes sowie von Teilen des süddeutschen Raumes und der Alpen. Von besonderem Wert ist hierbei, dass außer den Pflanzen selbst auch die originalen Etiketten mit den Namen der Sammler, den damaligen Bestimmungen der Pflanzen und vor allem den zeitgenössischen Angaben zu Fundorten und -jahren erhalten sind.

Viele der Pflanzenbelege im Herbarium Leiner konnten so als die frühesten Nachweise der betreffenden Art für bestimmte Gebiete festgelegt werden. Auch enthält das Herbarium zahlreiche Exemplare von Arten, die hier längst ausgestorben oder deren Fundplätze erloschen sind. Damit lässt sich an dieser Sammlung in wohl einzigartiger Weise der seit den Anfängen des Eisenbahnbaus und der industriellen Revolution eingetretene lokale Florenwandel detailliert nachvollziehen. Darüber hinaus enthält das Herbarium viele Pflanzenbelege, die als regelrechte botanische „Reliquien“ aus den Anfängen der Systematischen Botanik gelten können. Dies ist vor allem dem intensiven Austausch der damaligen Botaniker untereinander zu verdanken. So hatte bereits der Vater Ludwig Leiners große Teile der Sammlung des Ellwanger Arztes und Naturforschers Josef Aloys Frölich (1766–1841) erworben, der vom späten 18. Jahrhundert an die Pflanzenwelt Ostwürttembergs erforscht hatte. Frölich hatte viele Pflanzen als Erster beschrieben und stand mit den namhaftesten Botanikern seiner Zeit in Kontakt. Auf diese Weise gelangten zahlreiche Belege von

botanischen Autoritäten aus der Nachfolge Carl von Linnés in die Sammlung, darunter auch viele Typenexemplare, anhand derer Erstbeschreibungen von Arten vorgenommen worden waren. Ebenso wichtig wie für die Geschichte der Botanik ist das Herbarium Leiner aber auch für die Geschichte des Museumswesens. Sein Zweck lag nämlich nicht nur in der Gewinnung botanischer Erkenntnisse. Leiners Horizont reichte sehr viel weiter. So trug er neben verschiedensten naturkundlichen Objekten auch eine Sammlung von kunst- und kulturhistorischen Fundstücken zusammen, die bei Umbau- und Abrissarbeiten Konstanzer Gebäude zutage gekommen waren. 1868 erhob er dann auch die Forderung nach einer „Aufstellung von Alterthumsgegenständen und Naturalien in hiesiger Stadt“, der man zwei Jahre später mit der Gründung des städtischen Museums im Haus zum Rosgarten nachkam. Als erster Konservator des Rosgartenmuseums konzipierte Leiner nun eine „chorografische“ Ausstellung, die sämtliche naturkundlichen und kulturgeschichtlichen Aspekte der Konstanzer Gegend in einer umfassenden Präsentation gleichberechtigt nebeneinander darstellen sollte. Dieses Konzept hatte offenbar großen Erfolg, denn schon bald zählte das Rosgartenmuseum zu den namhaftesten einschlägigen Museen in Deutschland. Bereits kurz nach der Gründung wurde es vom Landesherrn, Großherzog Friedrich I. von Baden, und dann sogar von Kaiser Wilhelm I. besucht. Noch heute zeugt der als „Museum im Museum“ erhaltene „Leiner-Saal“ im Rosgartenmuseum mit seiner Zusammenschau von Archäologie, Mineralogie, Petrographie und Paläontologie von der Idee Leiners. Allerdings ist heute nicht mehr zu erkennen, dass dabei auch das Herbarium eine wichtige Rolle spielen sollte, denn ihm war es ursprünglich zugeordnet, innerhalb der Leinerschen „Chorografie“ das Reich der Pflanzen zu repräsentieren.

Dr. Dieter Büchner
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



Die Gärten der Alamannen

Bodenfunde zeigen ein neues Bild vom Pflanzenanbau nördlich der Alpen

Die Vorstellung davon, wie es früher war, wird geprägt von der Geschichtsforschung, die sich hauptsächlich auf schriftliche Quellen beruft. Autoren der Antike und dann wieder ab der Karolingerzeit haben uns schriftliche Werke mit poetischen Beschreibungen von Gärten oder technischen Anleitungen zum Gartenbau hinterlassen. Für die „dunklen Jahrhunderte“ der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit gibt es keine solchen Quellen, ebenso wenig wie für die Vorgeschichte. Der daraus gezogene und lange als historische Tatsache betrachtete Schluss, es habe daher auch keine Gärten gegeben, wird durch Bodenfunde aus Siedlungsgrabungen der letzten Jahre eindeutig widerlegt.

Manfred Rösch

Einleitung

Ein Garten ist ein abgegrenztes Stück Land, in dem Pflanzen (Kulturpflanzen) unter intensiver Pflege mithilfe von Gartengeräten angebaut werden, teils zu Nutzzwecken, teils aus Liebhaberei oder zur Erholung und zum körperlichen und seelischen Ausgleich. Der Übergang zu landwirtschaftlichen Kulturflächen ist fließend. Gemeinsam ist Acker und Garten, dass es sich um Flächen handelt, auf denen Pflanzen angebaut werden. Während Äcker meist mit großflächigen Monokulturen einjähriger Kulturpflanzen bestückt sind, besteht im kleinflächigeren Gartenbau eine größere Vielfalt an Arten, Lebensformen, Lebenszyklen, und der Aufwand für die Bearbeitung, bezogen auf die Anbaufläche, ist höher.

Gärten werden nicht nur angelegt, um einen direkten Ertrag zu ernten (Nutzgarten), sondern oftmals auch, um einem künstlerischen, spirituellen, religiösen, therapeutischen Zweck bzw. der Freizeitgestaltung und Erholung zu dienen (Ziergarten). Bei den Nutzgärten unterscheidet man Gemüse- und Kräutergärten mit einjährigen Kräutern, aber auch ausdauernden Stauden sowie Obstgärten mit Beerensträuchern oder Fruchtbäumen.

Der Garten in der Antike

Die Anfänge der Gartenkultur liegen im Dunkeln. Wie der Ackerbau nahm sie ihren Ursprung im östlichen Mittelmeergebiet und Vorderen Orient, aber deutlich später als dieser: Erst im Verlauf des fünften vorchristlichen Jahrtausends wird dort die Kultivierung von Weinstock, Feige und Olive

durch archäologische Funde fassbar. In den alten Hochkulturen Vorderasiens und des Mittelmeerraumes entwickelt sich der Gartenbau zu hoher Blüte, was durch schriftliche, bildliche und reale Quellen bezeugt ist. Außerhalb des mediterranen Kulturraumes sind Hinweise, dass es bereits vor den Römern mehr gab als Ackerbau und Sammelwirtschaft, zwar spärlich, aber vorhanden. Das beginnt im späten Neolithikum (ab dem späten 5. Jahrtausend v. Chr.) mit Funden von Dill (*Anethum graveolens* L.), Sellerie (*Apium graveolens* L.), Petersilie (*Petroselinum crispum* (Mill.) A. Hill) und Zitronenmelisse (*Melissa officinalis* L.) in Feuchtbodensiedlungen des Alpenvorlandes. Diese Gewürzpflanzen mediterraner Herkunft konnten sich hierzulande nicht einbürgern, denn sie können sich dauerhaft nur bei ständiger gärtnerischer Pflege und Schutz gegen die übermächtigen Konkurrenz einheimischer Wildpflanzen behaupten. Daher müssen sie von Anfang an nicht nur genutzt, sondern auch gärtnerisch gehegt worden sein. Somit stellen sie früheste Zeugnisse einerseits für Gartenbau und zum anderen für kulturelle Kontakte zum Mittelmeerraum dar.

In der Bronze- und Eisenzeit (2. und 1. Jahrtausend v. Chr.) verdichten sich die Hinweise auf Gartenbau. Zusätzlich zu den bisherigen Arten werden mit Fenchel (*Foeniculum vulgare* Mill.), Echtem Bohnenkraut (*Satureja hortensis* L.) und Gurke (*Cucumis sativus* L.) weitere Gemüse- und Gewürzpflanzen fassbar und mit Weintraube (*Vitis vinifera* L.), Feige (*Ficus carica* L.) und Süßkirsche (*Prunus avium* L.) erstmals auch Fruchtbäume. Gerade bei den Letzteren muss jedoch auch mit Importen gerechnet werden, weshalb örtlicher Anbau nicht gesichert ist.

Der Garten nach der Antike – bisheriger Forschungsstand aufgrund historischer Quellen

Über den Gartenbau im römischen Reich sind wir durch zeitgenössische Autoren wie Columella oder Plinius gut informiert. Die Reste gärtnerisch angebauter Pflanzen haben sich auch nördlich der Alpen in römischen Latrinen und Brunnenfüllungen erhalten. Die Liste gärtnerischer Nutzpflanzen in den römischen Nordprovinzen ist lang. Mit dem Rückzug der Römer hinter Rhein und Donau um 260 n. Chr. versiegen aber die Quellen, sowohl der schriftlichen wie auch der materiellen Überlieferung. Ursachen sind die Schriftlosigkeit der frühen Germanen und grundlegende Veränderungen der Wirtschafts-, Siedlungs- und Sozialstrukturen, die sich auch auf die materielle Überlieferung und letztlich den archäologischen Forschungsstand auswirken. So gibt es keine massiven Steinbauwerke mehr und keine Brunnen oder Latrinen mit feucht erhaltenem organischem Material. Zumindest waren solche Dinge bis vor wenigen Jahren nicht bekannt. Die aus Holz errichteten Siedlungen haben nur schwache Spuren im Boden hinterlassen, ganz im Gegensatz zu den Gräberfeldern. Deshalb befasste sich die Archäologie des Frühmittelalters bis vor kurzem fast ausschließlich mit diesen. So wusste man über Körperbau, Bewaffnung, Schmuck, Tracht und Totenkult der Alamannen viel, sehr wenig jedoch über Siedlungswesen, Wirtschaft, Alltagsleben.

Die historische Forschung ging jedenfalls bisher davon aus, dass sie lediglich Ackerbau und Viehzucht betrieben, mit dem Schwergewicht auf der Letzteren, jedoch keinen Gartenbau. Schriftliche Quellen zum Thema setzen erst in der Karolingerzeit ein. Zu den frühesten und wichtigsten zählen das Capitulare de Villis Karls des Großen, der Hortulus des Walahfrid Strabo, sowie der St. Galler Klosterplan. Diese schriftlichen und bildlichen Zeugnisse des frühen 9. Jahrhunderts n. Chr.

stammen aus Klöstern oder wurden von Mönchen verfasst. Die möglicherweise darauf gründende Auffassung, die Benediktiner hätten den Gartenbau zwar nicht neu erfunden, aber antike Traditionen von südlich der Alpen, wo diese nie ganz erloschen waren, wieder aufgegriffen und nach Mitteleuropa verpflanzt, soll nun anhand neuer archäologischer Befunde diskutiert werden.

Neue archäologische Siedlungsbefunde zum Frühmittelalter

Während die Erforschung frühmittelalterlicher Gräberfelder eine lange Tradition hat, wendet sich die archäologische Denkmalpflege erst seit gut 20 Jahren auch frühmittelalterlichen Siedlungen zu. Anlass war unter anderem die Erschließung neuer Gewerbe- oder Wohngebiete an der Peripherie kleinerer Städte und Siedlungen, was einige große Rettungsgrabungen notwendig machte. Zu nennen wären hier Lauchheim im Ostalbkreis, Igersheim im Main-Tauber-Kreis, Mühlheim-Stetten, Kreis Tuttlingen und Vörsstetten, Kreis Emmendingen. Davon erlangte Lauchheim besondere Bedeutung, nicht allein, weil dort viele Jahre und sehr großflächig gegraben wurde, sondern vor allem, weil ein Herrenhof mit einer Hofgrablege aufgedeckt wurde, deren Bestattungen teilweise Feuchterhaltung aufwiesen. Das Grab mit der besten Erhaltung konnte daher nicht nur dendrochronologisch jahrgenau ins frühe 8. Jahrhundert n. Chr. datiert werden, die Pflanzenreste darin waren auch unverkohlt feucht erhalten, wodurch eine viel breitere Artenpalette fassbar wurde als bei der Erhaltung nur verkohlten Materials. Dadurch liegt Lauchheim mit der stolzen Zahl von 14 verschiedenen gärtnerischen Kulturpflanzen an der Spitze aller frühmittelalterlichen Fundplätze. Auch in Seitingen-Oberflacht und Trossingen, Stohrenhof, beide im Kreis Tuttlingen, trugen Gräber mit Feuchterhaltung zur Kenntnis der Gartenpflanzen des Frühmittelalters

1 Das Echte Bohnenkraut stammt aus dem östlichen Mittelmeergebiet, wurde schon von den Kelten genutzt und war auch bei den Alamannen sehr geschätzt.

2 Die Sellerie stammt aus dem Mittelmeergebiet. Ihre gärtnerische Nutzung als Gemüse und Gewürz reicht auch nördlich der Alpen zurück bis in die Jungsteinzeit.

3 Der Koriander, unverzichtbarer Bestandteil orientalischer Gewürzmischungen, war im Frühmittelalter eine sehr beliebte Gartenpflanze.



4 Die Petersilie wurde bereits in der Jungsteinzeit genutzt und zählt auch heute noch zu den beliebtesten Bestandteilen des Kräutergartens.

5 Dill, beliebt zu Fisch und Gurken, hat als Gartenpflanze eine lange Geschichte, die bis in die Jungsteinzeit zurückreicht und auch das Frühmittelalter nicht ausspart.

6 Der Mangold, in Italien gerne gegessen, führt bei uns eher ein Mauerblümchendasein, im Gegensatz zum Frühmittelalter. Bei der Runkelrübe handelt es sich um ein- und dieselbe Pflanzenart.

7 Kohl gehört zu den am frühesten gärtnerisch genutzten Gemüsepflanzen und ist auch im süddeutschen Frühmittelalter vertreten. Die heute gebräuchlichen Spielarten Rot- und Weißkohl, Wirsing, Rosenkohl, Blumenkohl usw. gab es schon in der frühen Neuzeit, wie die Kräuterbücher des 16. Jahrhunderts zeigen. Wie der alamanische Kohl aussah, wissen wir jedoch nicht.

8 Der Flaschenkürbis wird zwar von Walahfrid Strabo abgehandelt, doch wertete man dies lange nicht als Beleg für sein Vorhandensein im Reichenauer Klostergarten des 9. Jahrhunderts. Mittlerweile wissen wir aus zahlreichen Bodenfunden, dass er in der römischen Kaiserzeit und im Frühmittelalter vielerorts nördlich der Alpen angebaut wurde.

9 Als Gewürz- und Heilpflanze mediterraner Herkunft wurde die Zitronenmelisse bereits in der Jungsteinzeit angebaut.



bei. Anders als in den jüngeren Lauchheimer Gräbern ohne Nahrungsbeigaben sind hier in den Gräbern des 6. und frühen 7. Jahrhunderts aber Grabbeigaben überliefert. Im Gegensatz zu Siedlungsabfällen geben Grabbeigaben nicht unbedingt das alltägliche Leben wieder. So sind die in Oberflacht gefundenen Pinienkerne dort weder von den Menschen regelmäßig verzehrt worden noch vor Ort gewachsen, denn die Pinie gedeiht als mediterraner Nadelbaum nördlich der Alpen nicht. Es handelt sich also um Statussymbole, die eine herausragende Bedeutung der Verstorbenen unterstreichen sollen. Gleiches gilt möglicherweise für Feige (*Ficus carica* L.), Flaschenkürbis (*Lagenaria vulgaris* Ser.) und Pimpernuss (*Staphylea pinnata* L.) in Trossingen. Einen bisher einmaligen Sonderfall unter den frühmittelalterlichen Siedlungen stellt zweifellos Aalen-Hofherrenweiler im Ostalbkreis dar, nicht nur wegen der frühen Zeitstellung, die Anlage datiert ins 3. und 4. Jahrhundert n. Chr., also in die Völkerwanderungszeit, sondern besonders, weil hier in einer Talauwe großflächig Feuchterhaltung gegeben war. Sechs gärtnerische Kulturpflanzen sind von hier überliefert, nämlich fünf Gewürzpflanzen und dazu die Feige. Ob diese vor Ort gezogen oder in Form getrockneter Früchte eingeführt wurde, muss offen bleiben. Bei den Gewürzen ist örtlicher Anbau

nahe liegend, da dieser unter hiesigem Klima wenig Probleme bereitet.

Frühmittelalterliche Gartenpflanzen mediterraner Herkunft in Südwestdeutschland

Welche Gartenpflanzen wurden nun im Frühmittelalter hier angebaut, wo stammen sie her, was haben sie für Eigenschaften und wie werden sie heute und wurden sie früher genutzt?

Mit insgesamt vier Nachweisen aus der Völkerwanderungs- und Merowingerzeit ist das Echte Bohnenkraut (*Satureja hortensis* L.) am häufigsten erfasst. Eisenzeitliche Funde weisen darauf hin, dass es nicht erst von den Römern eingeführt wurde. Dieser aus dem östlichen Mittelmeergebiet stammende, einjährige Lippenblütler ist auch heute noch ein beliebtes Gewürz, besonders, wie der Name schon sagt, als Begleiter zu Bohnen. Im Frühmittelalter wurde er mit Sicherheit anders verwendet, weil die Gartenbohne erst in der Neuzeit aus Amerika eingeführt wurde.

An jeweils drei Plätzen wurden Sellerie (*Apium graveolens* L.) und Koriander (*Coriandrum sativum* L.) gefunden. Beide sind ebenfalls einjährig. Die Sellerie stammt von den Küsten und von Salzstellen des Binnenlandes im Mittelmeergebiet





10 Das Winter-Bohnenkraut, der ausdauernde Verwandte des Echten Bohnenkrauts, wurde wie dieses verwendet und ebenfalls von den Römern eingeführt. Bereits die frühen Alamannen auf der Ostalb schätzten es.

11 Bei der Feige ist lokale Erzeugung schwer nachweisbar, da die getrockneten Früchte gut transport- und lagerfähig sind und sehr viele Kerne enthalten. In den warmen Tieflagen ist aber lokale gärtnerische Erzeugung möglich und war in der Vergangenheit mit schlechteren Verkehrsverbindungen als heute mit Sicherheit kostengünstiger.

12 Die Süßkirsche wurde von Lukullus aus Kleinasien mitgebracht und später von den Römern auch bei uns eingeführt. Sie hat sich in warmen Laubmischwäldern Süddeutschlands eingebürgert.

und wird seit alters her als Gemüse-, Gewürz- und Heilpflanze angebaut. Die im Süden verwendete Staudensellerie ist die ursprünglichere Form. Von ihr wurden Blätter und Früchte genutzt.

Koriander gehört wie die Sellerie zu den Doldenblütlern. Gemessen an der Häufigkeit archäobotanischer Nachweise gehörte diese Pflanze hierzulande zumindest seit der Eisenzeit und bis ins Mittelalter zu den beliebtesten Gewürzen.

Drei Arten sind von jeweils zwei Fundplätzen überliefert, nämlich Wermut (*Artemisia absinthium* L.), Petersilie (*Petroselinum crispum* (Mill. A. Hill)) und Weißer Senf (*Sinapis alba* L.). Der Wermut ist ein ausdauernder Korbblütler (Halbstrauch) und stammt aus sommerwarmen, kontinental getönten Trockengebieten Eurasiens. Seine aromatischen, bitteren Inhaltsstoffe, deren Wirkung bereits von Walafrid Strabo und Hildegard von Bingen gepriesen wurde, sind Bestandteil des Wermutweins und des berühmten Absinth. Die Petersilie ist zweijährig, gehört zu den Doldenblütlern und stammt aus dem Mittelmeergebiet. Neben den Blättern wird die Wurzel als Gemüse oder Gewürz genutzt. Der Weiße Senf, ein einjähriger Kreuzblütler ostmediterraner Herkunft, wird heute mehr als Futter- oder Gründüngungspflanze denn als Gewürz- und Heilpflanze angebaut. Gemeinsam mit dem Braunen und Schwarzen Senf, ebenfalls Kreuzblütler, aber zur Gattung Kohl (*Brassica*) gehörig, bildet er die Grundlage der gleichnamigen Würzpaste.

Das frühmittelalterliche Gewürzsortiment wird erweitert durch Arten, die bisher nur an einem Fundplatz auftauchen, nämlich Dill (*Anethum graveolens* L.), Majoran (*Majorana hortensis* Moench), Zitronenmelisse (*Melissa officinalis* L.) und Winter-Bohnenkraut (*Satureja montana* L.), also einem Dolden- und drei Lippenblütlern. Zwei davon, Dill und Majoran, sind einjährig, die übrigen ausdauernd. Alle stammen aus dem Mittelmeergebiet.

Im Vergleich zu den Gewürzen nimmt sich die Liste der Pflanzen, die als Gemüse eingestuft wer-

den, bescheiden aus. Sie besteht aus Gartenfuchsschwanz (*Amaranthus lividus* L.), Rübe bzw. Mangold (*Beta vulgaris* L.), Kohl (*Brassica oleracea* L.) und Flaschenkürbis (*Lagenaria vulgaris* Ser.). Alle sind einjährig. Kohl gehört heute in vielen Spielarten zu den wichtigsten Gemüsen, Mangold und Beta-Rüben dagegen eher zu den Spezialitäten, wogegen der Fuchsschwanz uns heute nur noch als Gartenunkraut bekannt ist. Flaschenkürbis oder Kalebasse ist ein ursprünglich tropisches Gewächs. Seine Erwähnung in Walafrids 827 entstandenem Hortulus hielt man lange der blühenden Fantasie des Dichters zugute. Inzwischen ist durch Bodenfunde gesichert, dass die Kalebasse während Römerzeit und Frühmittelalter auch nördlich der Alpen angebaut wurde. Dass dies möglich ist, belegen alljährlich reife Früchte im rekonstruierten „Hortulus“ auf der Insel Reichenau.

Die zweitgrößte Gruppe von Gartenpflanzen sind Obst und Nüsse. Sieben Arten sind für Völkerwanderungs- und Merowingerzeit gesichert, am häufigsten davon, nämlich an jeweils vier Fundplätzen, Feige und Süßkirsche. Die Feige (*Ficus carica* L.), in ihrer Heimat, dem Mittelmeergebiet, ein immergrüner kleiner Baum, wird hierzulande zum laubwerfenden Strauch, was sie nicht am Fruchten hindert, jedenfalls in wärmebegünstigten Tieflagen Südwestdeutschlands. Die Süßkirsche (*Prunus avium* L.) ist heute als hochwüchsiger Baum unter dem Namen Vogelkirsche in Laubmischwäldern eingebürgert. Von manchen Botanikern wird sie als einheimisch betrachtet. Dagegen spricht, dass es keine gesicherten Fruchtsteinfunde aus den prähistorischen Feuchtbodensiedlungen gibt, sondern dass diese, abgesehen von wenigen Vorboten in der Latènezeit, erst in den römischen Brunnen auftauchen. Nach historischer Überlieferung soll sie der römische Feldherr Lukullus von seinen Feldzügen aus Kleinasien mitgebracht haben.

Von Walnuss und Pflaume liegen von jeweils zwei Plätzen Belege vor. Die Walnuss (*Juglans regia* L.) hat

eine ähnliche Geschichte wie die Süßkirsche: Von den Römern wurde sie aus Kleinasien mitgebracht und hat sich hierzulande teilweise in wüchsigen Edellaubholz-Mischwäldern (Schluchtwäldern) eingebürgert. Daneben wird sie häufig angebaut und genutzt. Beide Bäume liefern hochwertiges Möbelholz. Vereinzelte vorrömische Blütenstaubfunde der Walnuss deuten an, dass die Ausbreitungsgeschichte dieses Baumes möglicherweise noch nicht zu Ende geschrieben ist. Die Pflaume (*Prunus insititia* Jusl.) gehört wie die Kirsche zu den Rosengewächsen und auch zur gleichen Gattung. Sie wurde in Mittelalter und früher Neuzeit in vielen Spielarten angebaut. In Südosteuropa ist sie schon im Neolithikum belegt, was vermutlich auf genutzte Wildvorkommen zurückgeht, hierzulande erst seit römischer Zeit.

Die restlichen drei Obstarten wurden nur an jeweils einem Platz gefunden. Der Pfirsich (*Prunus persica* L.) ist ein enger Verwandter von Kirsche und Pflaume, aber wärmebedürftiger als diese und deshalb auf Weinbaulagen beschränkt. Er wurde ebenfalls von den Römern eingeführt. Die Kornelkirsche (*Cornus mas* L.), ein gelb und früh blühender Strauch mit roten Früchten, stammt aus Südosteuropa und wurde dort bereits von den Neolithikern intensiv sammlerisch genutzt. Seine heutigen Wildvorkommen reichen im Norden und Westen bis ins Wiener Becken und das Mitteldeutsche Trockengebiet. In der Wärmezeit, also vor mehr als 5000 Jahren, kam er auch noch hierzulande vor, weshalb auch die heimischen Neolithiker gelegentlich in den Genuss der etwas fade schmeckenden Früchte kamen.

Die – je nach Standpunkt – segensreichste oder verhängnisvollste, auf jeden Fall aber wirtschaftlich folgenreichste mutmaßlich römische Einfuhr einer Pflanzenart in die nördlichen Provinzen war die des Weinstocks (*Vitis vinifera* L.). Die wilde Rebe, eine Auenwald-Liane, war auch in Südwestdeutschland heimisch. Die Domestikation erfolgte aber wohl im Vorderen Orient. Ganz vereinzelt vorrömische Traubenkern-Funde aus

Mitteleuropa sollen nicht unterschlagen werden. Ob die Kelten neben gefüllten Weinamphoren auch Rosinen importierten, oder ob die Römer doch nicht die Ersten waren, bedarf daher noch der Klärung. Römischer Weinbau ist an der Mosel durch Kelteranlagen archäologisch belegt und in den Provinzen östlich des Rheins sehr wahrscheinlich. Frühmittelalterlicher (vorkarolingischer) Weinbau ist hier zwar noch nicht direkt bewiesen, aber naheliegend. Wird Wein ohne moderne Kellertechnik, vor allem ohne sehr feine Filter hergestellt, so enthält er noch Pollen der Weinrebe, die sich in großer Menge auf der Oberfläche der reifen Trauben befinden. So ist es möglich, nachzuweisen, ob sich in Gefäßen Wein befunden hat, sofern in ihnen organische Rückstände als Reste der früheren Füllung erhalten sind. Dieses experimentell getestete Verfahren wurde bislang aber erst an koptischen Weinamphoren aus Ägypten erfolgreich vollzogen, noch nie an Gefäßen in Mitteleuropa. Die bislang diesbezüglich untersuchten keltischen Bronzegefäße enthielten alle Met und keinen Wein.

Eine weitere Nutzpflanze der Alamannen wurde bisher nicht erwähnt, obwohl sie an sieben Plätzen vorkommt und damit als Fund am weitesten verbreitet ist. Sie wurde nämlich erst im Hochmittelalter zur gärtnerisch angebauten Kulturpflanze. Bis zu dieser Zeit wuchs sie, wie auch heute noch, wild in Auenwäldern und deren Säumen, gerne auch in Siedlungsnähe. Es handelt sich um den Hopfen (*Humulus lupulus* L.). Über die häufigen Fruchtfunde hinaus gibt es weitere Indizien für seine Nutzung als Bierwürze bereits im frühen Mittelalter. So wurde in Trossingen in den feucht erhaltenen Gräbern des sechsten Jahrhunderts als Totenbeigabe unter anderem eine kunstvoll geschnitzte hölzerne Feldflasche ausgegraben. Sie enthielt Überreste des einst eingefüllten Getränks in Gestalt von Blütenstaub. Die Hauptkomponente war Getreidepollen, besonders vom Gerste-Typ. Das weist, gemeinsam mit Oxalsäurekristallen, auf unfiltriertes Bier auf der Basis von

13 Von der Walnuss gibt es zwar vereinzelt vor-römische Pollenfunde, doch geht man derzeit noch davon aus, dass sie wie die Edelkastanie von den Römern eingeführt wurde.

14 Auch die Pflaume verdanken wir den Römern. Nur in Südosteuropa kam sie natürlich vor und wurde schon im Neolithikum besammelt.

15 Die Kornelkirsche war in Südosteuropa und südlich der Alpen seit dem Neolithikum ein begehrtes Sammelobst. Aufgrund der wärmezeitlich weiteren Verbreitung des Strauchs ergab sich diese Sammelmöglichkeit hier und da auch für die Neolithiker in den kühleren Gefilden nördlich der Alpen. Als Kultur- und Gartenpflanze kam sie nie dauerhaft über den Status eines Zierstrauchs hinaus.



Gerstenmalz hin. Daneben kamen zahlreiche Pollen bienenbestäubter Blumen vor, was auf Honig hindeutet. Daraus wurde die Arbeitshypothese entwickelt, die Flasche habe ein mit Honig versetztes Gerstenbier enthalten. Eine solche Vermutung macht durchaus Sinn, weil die im Honig enthaltenen Hefezellen die Gärung stimulieren. Eine nur aus Malz erzeugte Stammwürze ist nämlich nach der Erhitzung zunächst steril und man hat ohne Hefezusatz Probleme, die Gärung in Gang zu setzen. Die Arbeitshypothese wurde mittlerweile durch experimentelle Herstellung eines solchen „Met-Bieres“ mit begleitenden pollenanalytischen Untersuchungen untermauert. Die Feldflasche enthielt auch ein Pollenkorn des Hopfen, was als Hinweis auf Würzen mit Hopfen gelten kann. Dafür werden nämlich gezielt die weiblichen Fruchtblände verwendet, weshalb mit wenig Polleneintrag zu rechnen ist, was bereits einem einzelnen Pollenkorn beträchtliches argumentatives Gewicht verleiht. Heute werden überhaupt nur noch weibliche Pflanzen dieser zweihäusigen Art in den Hopfengärten angebaut

Der Gartenbau der Alamannen

Nach den bisherigen Ausführungen steht außer Frage, dass bereits die frühen Alamannen Gartenpflanzen kannten und nutzten. Vieles spricht dafür, dass sie dieselben nicht einführten, sondern selbst anbauten. Wo und wie sie das taten, wissen wir nicht, sondern können nur Vermutungen anstellen und Analogieschlüsse ziehen, angefangen damit, dass ein Anbau von Gartenpflanzen einen Garten voraussetzt. Da sowohl einjährige oder ausdauernde Kräuter und Stauden genutzt wurden, als auch langlebige und hochwüchsige Bäume und Sträucher, gab es möglicherweise bereits zwei Sorten von Gärten, nämlich Obstgärten, möglicherweise unseren heutigen Streuobstwiesen ähnlich, sowie Kräuter- oder Küchengärten. Bei den Gewürzen sind die Familien der Doldenblütler und Lippenblütler besonders stark vertreten. Beide Gruppen enthalten als wirksame Inhaltsstoffe hauptsächlich ätherische Öle, daneben Gerb- und Bitterstoffe sowie Polyphenole. Sie stammen durchweg aus dem Süden, wie auch die Obstarten. Pflanzen, die als Gemüse oder Salat genutzt werden, sind selten. Hier stand entweder weiterhin die Sammelwirtschaft im Vordergrund, oder diese Nahrungsmittel spielten in der germanischen Küche eine geringere Rolle. Auch Hinweise auf Zierpflanzen und Ziergärten fehlen.

Bei den germanischen Gruppen weiter im Norden und Osten, die nicht schon früh regelmäßigen Kontakt mit den Römern hatten, fehlen archäologische Nachweise auf Gartenpflanzen völlig. Demnach



dürften die Alamannen diese Errungenschaften von den Römern übernommen haben, mit denen sie ja längere Zeit in direktem Kontakt standen.

Literatur

Carroll-Spillecke, M. (Hrsg.), Der Garten von der Antike bis zum Mittelalter. Mainz 1992.

Jacomet, S., Pflanzen mediterraner Herkunft in neolithischen Ufersiedlungen der Schweiz. In: Der prähistorische Mensch und seine Umwelt (Festschrift Udelgard Körber-Grohne). Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 31, 1988, 205–212.

Küster, H., Kleine Kulturgeschichte der Gewürze. München 1997.

Maier, U., Untersuchungen in der neolithischen Ufersiedlung Hornstaad-Hörnle IA am Bodensee. Siedlungsarchäologie im Alpenvorland VI, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 74, 2001, 9–384.

M. Rösch, Archäobotanische Belege für frühmittelalterlichen Gartenbau in Südwestdeutschland. In: Rolle, R., Andraschko, F.M. (Hrsg.), Frühe Nutzung pflanzlicher Ressourcen, Hamburger Werkstattreihe zur Archäologie 4, 1999, 61–69.

M. Rösch, Pollen analysis of the contents of excavated vessels – direct archaeobotanical evidence of beverages. Vegetation History and Archaeobotany 14, 2005 (Festschrift Sigmar Bortenschlager), 179–188.

M. Rösch, E. Fischer, Außergewöhnliche pflanzliche Funde aus Alamannengräbern des sechsten Jahrhunderts von Trossingen (Kreis Tuttlingen, Baden-Württemberg). Arch. Korrbbl. 34/2, 2004, 271–276.

H.-D. Stoffler, Der Hortulus des Walahfrid Strabo. Sigmariningen 2, 1996.

F. Zauner, Anhang 3: Die Pflanzenfunde von Oberflacht. In: S. Schiek, Das Gräberfeld der Merowingerzeit bei Oberflacht, Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg 41, 1992, 128–166.

16 Der Pfirsich stammt aus China und gelangte über die Perser zu den Römern, die den Fruchtbaum zusammen mit der Rebe in unser Gebiet brachten.

18 Der Hopfen wurde bereits im Frühmittelalter als Bierwürze genutzt. Er wurde aber noch nicht angebaut, sondern gesammelt.

Prof. Dr. Manfred Rösch
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Arbeitsstelle Hemmenhofen

Denkmalporträt



„An guten und gesunden Weiden fehlt es nicht ...“

Das Haupt- und Landgestüt in Gomadingen-Marbach

Das Haupt- und Landgestüt in Marbach ist das älteste deutsche Staatsgestüt mit heute internationaler Bedeutung. Zu der Gestütsanlage gehören neben den funktionsbedingten Zweckbauten vor allem auch Koppeln, die für die artgerechte Haltung der Pferde unabdingbar sind. Ausreichende Grünflächen zum Auslauf und zur Futtergewinnung waren entscheidend für die Wahl des Ortes zur Einrichtung eines Gestüts hier auf der Schwäbischen Alb.

Bereits 1491 gründete Graf Eberhard V. im Oberfeld bei Marbach ein Gestüt, das 1552 an seinen heutigen Standort verlegt wurde. Aufgrund seines guten Rufes erhielt es 1573 die Funktion eines Hof- und Landgestüts. Nach den Verwüstungen des Dreißigjährigen Krieges erfolgte ein rascher Wiederaufbau und das Gestüt erlebte erneut eine Blütezeit. Durch reichliches Experimentieren im Verlauf des 18. Jahrhunderts kam es zum Niedergang der Zucht. Erst der große Bedarf an ausdauernden, mittelschweren Reit- und Zugtieren während der napoleonischen Kriege

führte zu einem neuen Aufschwung. Nachdem 1866 eine Seuche den gesamten Pferdebestand von Marbach hinwegraffte, begann mit neu eingeführten Hengsten und Stuten die erfolgreiche Zucht eines bodenständigen, württembergischen Warmblutpferdes. Als nach dem Zweiten Weltkrieg das Pferd zunehmend seine Bedeutung in der Landwirtschaft verlor, erfolgte die Umzüchtung des Wirtschafts- und Bauernpferdes zum Reit- und Freizeitpferd. Seit 1932 befindet sich hier auch die Vollblut-Araberzucht des ehemaligen Königlichen Privatgestüts.

Die ältesten erhaltenen Gebäude des Gestütshofes liegen beidseits der Landstraße, die entlang der Lauter von Gomadingen nach Dapfen führt und stammen teilweise noch aus dem 17. Jahrhundert. Laut Oberamtsbeschreibung Münsingen aus dem Jahr 1825 war die gesamte Markungsfläche als Wiese und Weide für das Gestüt bestimmt (siehe Zitat*). Dies veranschaulicht auch die Flurkarte von 1843, die den relativ dicht bebauten Gestütshofbereich von großen Wiesen-

parzellen umgeben zeigt. Nördlich davon entstanden vorwiegend in der zweiten Hälfte des 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts weitere Stallungen, eine Führenanlage und das Hafermagazin. Die über einen bloßen Zweckbau hinausgehende, detailreiche und aufwändige Gestaltung dieser Bauten verdeutlicht zum einen die hohe Wertschätzung, die dem Pferd als edelstem Haustier entgegengebracht wurde, zum anderen dokumentiert sie den repräsentativen Anspruch, dem diese hoheitliche Bauaufgabe gerecht werden musste. Zwischen den Stallungen befinden sich jeweils fest eingezäunte Koppeln, die den Pferden als Auslauf dienen und somit in funktionalem Zusammenhang mit den Gebäuden zu sehen sind. Diese lockere Bebauung zeigt, dass ausreichend Grünflächen zwischen den Stallungen sowie Schatten spendende Bäume als grundlegend für einen vorbildlichen Gestütsbetrieb angesehen wurden. Wie wichtig freies Gelände für die Aufzucht von Pferden ist, sieht man auch an der Einrichtung der Sommerweiden mit Sommerställen auf dem Gemeinberg, wo ein Teil der Stuten mit ihren Fohlen ab Mitte Mai untergebracht ist. Die an eine Parklandschaft erinnernde, spezifische Vegetation der Weideflächen mit frei stehenden, stattlichen Weidebäumen oder Baumgruppen ist typisch für die jahrhundertelange Nutzung des Geländes zur Beweidung und stellt heute ein Charakteristikum dieses Teils der Schwäbischen Alb dar.

Bisher sind nur der ältere Gebäudebestand mit dem Stutenbrunnen an der Landstraße, die Scheune von 1765 und die Reithalle von 1854/60 in der Liste der Kulturdenkmale verzeichnet, nicht hingegen die Gebäude aus dem 19. und frühen



20. Jahrhundert sowie die Freiflächen und Koppeln. Gerade die jüngere Bebauung samt den dazu gehörenden Grünflächen dokumentiert jedoch auf anschauliche Weise den Erfolg des Gestüts ab den 1860er-Jahren auf dem der heutige, internationale Ruf von Marbach basiert. Deshalb wird derzeit von der Denkmalpflege eine entsprechende Neubewertung des Kulturdenkmals „Haupt- und Landgestüt Marbach“ erarbeitet.

*Iris Fromm-Kaupf M. A.
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege*



Denkmalporträt



Gmindersdorf Ein durchgrüntes Denkmal

Die Wohnungsnot war gewaltig um 1900 in Reutlingen, das damals zu einem Zentrum der schwäbischen Textilindustrie herangewachsen war. Der Unternehmer Ulrich Gminder machte sich die Auffassung zu eigen, dass zufriedene Arbeiter in

einem gesunden und behaglichen Heim auch die besseren Arbeiter sind. So entstand ab 1903 zumindest für einen Teil der Belegschaft das so genannte Gmindersdorf, die Arbeitersiedlung der „Baumwoll-Spinnereien-Webereien und Veredelungsanstalten Gminder“ in Reutlingen, nach Plänen des bedeutenden, in Stuttgart lehrenden Architekten Theodor Fischer.

18 verschiedene Wohnhaustypen, malerisch mit Walmdächern, Fachwerk und Lauben ausgestattet, Gemeinschaftsgebäude wie etwa Konsumladen oder Gasthaus, später auch Kinderhort und Altenhof, bilden ein eigenständiges Dorf, das ganz entscheidend durch seine Grünflächen geprägt ist. 1908 waren 7 Hektar angelegt, auf die Bebauung entfielen 12 % der Fläche, auf Straßen, Plätze und Anlagen 20 % und auf Gartengelände 68 %. Dem Bauherrn war es ein Anliegen, den Arbeitern, die ja überwiegend vom Lande zugezogen waren, eine ländlich geprägte Umgebung anzubieten mit der Möglichkeit, sich teilweise auch selbst zu versorgen. Die Familien bekamen daher zum Anbau von Gemüse, Obst und Blumen große Hausgärten, die an Bauerngärten





erinnern und den ländlichen Charakter der Siedlung betonen. Der Spinnereidirektor Friedrich Wilhelm Kuhn schreibt zufrieden in einem ersten Erfahrungsbericht über das „Gartendorf“ Gmindersdorf 1908: „Und wer im Sommer das geschäftige Treiben in den Gärten sieht, wo fast jeder Familienvater nach des Tages Arbeit, statt ins Wirtshaus zu gehen, seine Erholung im Gärteln findet, oder in behaglicher Ruhe auf dem Sitzplatze am Hause, ..., der findet bestätigt, dass die soziale Frage vornehmlich eine Wohnungsfrage ist.“ Das Grün im Gmindersdorf ist also nicht nur flächenmäßig, sondern auch ideell ein bedeutender Teil der Anlage. Gemeint sind damit nicht nur die Hausgärten, sondern auch die zum Teil parkartig angelegten Freiflächen, die der Allgemeinheit zur Verfügung stehen, wie etwa die großzügige, von

Akazien flankierte Rasenfläche vor einem halbrunden Altenhof oder einen Spielplatz beim betriebseigenen Kindergarten. Nach Feierabend konnten die Arbeiter über den so genannten Privatweg direkt von der Fabrik aus im Gasthaus einkehren, dessen schattiger Biergarten auch heute noch die Besucher anlockt. Und es sind, wie Theodor Fischer 1908 selbst schreibt, vor allem die vom Bauherrn reichlich angepflanzten Bäume, die in Gmindersdorf „die Geschlossenheit der Wirkung noch vervollkommen“.

*Sabine Kraume-Probst M. A.
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege*

Ortstermin



Altstadt von Bräunlingen Ohne Solaranlagen – mit Solarstrom

Muss das berechtigte Anliegen, regenerative Energien zu nutzen, im Widerspruch zur Erhaltung historischer Stadtbilder stehen? Kann man nicht auf intelligente Weise beiden Belangen Rechnung tragen? In Bräunlingen hat diese Frage besonderes Gewicht: Einerseits verfolgt die Gemeinde konsequent das Ziel, den Anteil regenerativer Energien an der Energieerzeugung zu steigern und hat im Jahr 2005 mit einem „Mix“ aus Wasserkraft, Biogas und Photovoltaik bereits beachtliche 25 % erreicht.

Andererseits zählt die historische Altstadt von Bräunlingen zu den etwa 30 mittelalterlichen Stadtkernen im Regierungsbezirk Freiburg, an deren Erhaltung ein besonderes öffentliches Interesse besteht. Die hier vorherrschenden Ackerbürgerhäuser, traufständig zur Straße, vereinen Wohn- und Wirtschaftsteil unter einem mächtigen, steil geneigten Satteldach. Die geschlossenen Dachflächen, meist traditionell mit Biberschwanzziegeln gedeckt, prägen nachhaltig das Stadtbild. In den für Bräunlingen charakteristischen breiten, platzartigen Straßenräumen (s. Abb.) treten nicht nur die Hausfassaden, sondern ebenso die Dachflächen wirksam in Erscheinung. Auch die rückwärtigen, straßenabgewandten Dachflächen sind zum großen Teil gut einsehbar. Dies gilt vor allem für die äußeren Häuserreihen, die entlang der mittelalterlichen Stadtmauer errichtet wurden und die

den räumlichen Abschluss der Altstadt bilden. Solaranlagen auf solchen exponierten Dachflächen würden ohne Zweifel zu einer erheblichen Beeinträchtigung des erhaltenen Stadtbildes führen.

So ist es nur konsequent, dass der Gemeinderat in der neu überarbeiteten Stadtbildsatzung (Örtliche Bauvorschriften gem. § 74 LBO) das Anbringen von Solaranlagen auf den Dächern der Altstadt Häuser ausschloss. Er ließ aber die Bürger, denen die Erzeugung von Solarstrom ein Anliegen ist, nicht ohne Alternative: Im Rahmen der Kampagne „SolarLokal“ werden städtische Dachflächen außerhalb der Altstadt zu günstigen Konditionen an Private verpachtet, die hier Solaranlagen installieren können. So erhalten auch die Bewohner der Altstadt, die aus Gründen des Denkmalschutzes und der Stadtbildsatzung keine Möglichkeit haben, Solaranlagen auf dem eigenen Haus zu errichten, eine gute Gelegenheit, den benötigten Strom – wenn auch an anderer Stelle – umweltfreundlich selbst zu erzeugen und damit in den Genuss der staatlichen Förderung von Solartechnik zu kommen.

(Eine Einführung in die Problematik gibt der Aufsatz „Solaranlagen in Gesamtanlagen“ von Felicitas Buch im Heft 3/2004 unseres Nachrichtenblattes „Denkmalpflege in Baden-Württemberg“. S.169–174).

Dr. Erik Roth
Regierungspräsidium
Freiburg
Referat 25 –
Denkmalpflege

Personalia

Dr. Christoph Unz Ein Blick zurück

Unzählige Publikationen aus dem Bereich der Denkmalpflege sind von ihm betreut über seinen Schreibtisch gegangen und viele Jahre hat er als Redakteur dafür gesorgt, dass die Zeitschrift Denkmalpflege in Baden-Württemberg „gehaltvoll“ zum Leser kommt. Nun hat Dr. Christoph Unz das Landesamt für Denkmalpflege aus Alters- und Gesundheitsgründen verlassen. Mit einer engagierten Laudatio vom Präsidenten des Amtes Professor Dr. Dieter Planck wurde er in Anwesenheit von vielen Kollegen, die seinen Berufsweg teilweise über Jahrzehnte begleiteten, am 14. Juli verabschiedet.

Als Sohn eines Pfarrers 1943 im Schwarzwald geboren, zog er der pastoralen Laufbahn das Studium der Altertumswissenschaften an der Uni Tübingen vor. Er promovierte 1970 über spätbronzezeitliche Keramik. Von 1971 an war er im Schweizer Brugg am Vindonisa-Museum (Windisch) tätig, wo er sich vor allem mit römischer Militaria beschäftigte und darüber publizierte. 1977 ging er als Konservator ans Historische Museum in Speyer. Von dort wechselte er 1980 zum Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, wo er sich nun verabschiedete. AW

Nachruf auf Johannes Wetzel (1926–2006)

Im Juni 2006 verstarb im Alter von fast 70 Jahren der Stuttgarter Architekt Dr. phil. Johannes Wetzel, dem die Denkmalpflege in unserem Land zeit lebens ein großes Anliegen gewesen ist.

Der zunächst als Zimmermann ausgebildete Architekt Wetzel war im Laufe seines Lebens an der Instandsetzung und dem Umbau vieler Profanbauten beteiligt. Er hat auch die Renovierung zahlreicher Kirchen im Land betreut und sich dabei als ein guter Partner der staatlichen Denkmalpflege erwiesen.

Über diese Arbeit wurde er zu einem gefragten Fachmann und Gutachter im Fachgebiet der Denkmalpflege, der schließlich auch in den Reihen seiner Architektenkollegen als der auf Denkmalpflege-Fragen spezialisierte Fachmann in der Architektenkammer bestellt wurde.

Johannes Wetzels angenehme Art, seine Gabe zu geschliffenen und geistreichen Formulierungen haben ihn im Dialog immer ausgezeichnet. Er wird uns fehlen. LAD

Nachruf auf Dipl.-Ing. Peter Schubart (1930–2006)

Geboren 1930 in Jena, wuchs Peter Schubart in Weimar auf. Nach dem Abitur schloss er die Maurerlehre als Geselle ab und begann das Architekturstudium in Dresden. Sein Studium, in dem die Exkursionen und Seminare in enger Zusammenarbeit mit dem Institut für Denkmalpflege durchgeführt wurden und in dem die Vorlesungen zur Baugeschichte der Professoren Eberhard Hempel und Walter Hentschel für ihn prägend waren, schloss er mit der Diplomarbeit zu dem denkmalpflegerisch-bauhistorischen Thema „Ausbau der Blockhausruine in Dresden Neustadt“ ab.

Nach seinem Diplom wirkte er an der Arbeitsstelle für Kunstgeschichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften in (Ost-)Berlin, wo er am Corpus der romanischen Baudenkmäler mitarbeitete. Nach der Übersiedlung in den Westen 1961 arbeitete er in einem Architekturbüro in Hannover, wobei er auch als freier Mitarbeiter für den niedersächsischen Landeskonservator tätig wurde. 1962 trat er in den Dienst Baden-Württembergs beim Staatlichen Hochbauamt Tübingen, wo er 1968 die Staatsprüfung zum Regierungsbaumeister ablegte.

Im Jahre 1968 nahm er seine Aufgabe als Konservator der Bau- und Kunstdenkmalpflege beim Staatlichen Amt für Denkmalpflege in Karlsruhe auf. Nach der Gründung des Landesdenkmalamtes erlebte er den Aufschwung der staatlichen Denkmalpflege des Landes und übernahm in der Aufbauphase wichtige Aufgaben. Zunächst für den gesamten Regierungsbezirk Nordbaden in der Bau- und Planungsberatung tätig, übernahm er nach der Verwaltungsreform 1972 die Region Unterer Neckar, der er bis zu seinem Ruhestand 1993 verpflichtet blieb.

Peter Schubart leistete kontinuierlich Grundlagenarbeit, indem er in den von ihm betreuten Gebieten Denkmalverzeichnisse erstellte. Schwerpunkt seiner Tätigkeit war die Betreuung der Stadt Heidelberg, der seine Fürsorge über die ganzen Jahre der Tätigkeit im Karlsruher Amt galt. In Heidelberg wurde er gleichsam zu einer Institution, die in enger Zusammenarbeit mit der Stadtverwaltung die Sanierung der Altstadt und die Bewahrung ihres geschlossenen Bildes zu einem guten Ergebnis führte. Daneben war er den ländlichen Regionen des Neckar-Odenwald-Kreises eng verbunden, wo er viele persönliche Kontakte zur Erfüllung seines dienstlichen Auftrages zu nutzen verstand.

Peter Schubart nahm seine Aufgabe überzeugt wahr. Neben den fachlichen Voraussetzungen legte er Wert auf die Zuwendung zum Denkmal, für die



Dr. Christoph Unz



Dipl.-Ing. Peter Schubart

er alle Beteiligten zu gewinnen suchte und ohne die ein positives Ergebnis für das Denkmal für ihn nicht vorstellbar war. Seine Überzeugungsarbeit war entschlossen und offen, was manchmal als Hartnäckigkeit missverstanden wurde. Meist aber konnte er mit dem Ergebnis seine anfangs zweifelnden Partner gewinnen.

Für seine Kollegen war er in der Beharrlichkeit und Konsequenz seiner Arbeit ein Vorbild. Indem er neben den Grundsatzfragen, trotz aller Belastungen, immer auch den Blick für die notwendigen Details aufbrachte, deckte er das breite Spektrum der konservatorischen Aufgabe ab. Charakterlich integer, verlässlich und hilfsbereit konnte er die Anerkennung der ganzen Kollegenschaft für sich gewinnen.

Die Denkmalpflege des Landes besaß in ihm einen Vertreter, dessen persönlicher Einsatz um der Sache willen bestimmt, aber immer menschlich, oft herzlich für die Sache werbend war. Seine Verdienste mahnen zur Weiterführung der Aufgabe, der er sein berufliches Leben gewidmet hatte. Seiner zu gedenken ist uns eine angenehme Verpflichtung.

Peter Schubart verstarb am 26. Februar 2006 im Alter von 75 Jahren nach langer, duldsam ertragener Krankheit. DR. JOHANNES WILHELM

Ausstellungen

„Nicht nur Stoff“
Geschichte und Produkte der Textilfirma Pausa

Kulturscheune
Brunnenstraße 3/1, 72116 Mössingen
14. Mai bis 12. November 2006
Geöffnet: Mittwoch 14 bis 24 Uhr, Freitag 20 bis 24 Uhr, Sonntag 14 bis 18 Uhr
Eintritt frei

1919 kauften die Gebrüder Löwenstein eine Weberei und gaben ihr den Namen Pausa, nach dem Ort Pausa im Vogtland, in dem sie eine Lohnweberei betrieben. Die Buntweberei Pausa begann 1923 mit dem Handmodelldruck und stellte schon 1931 auf Filmhanddruck um. Schon damals legte man großen Wert auf hochwertiges Design. 1936 wurde der Betrieb arisiert und ging in Besitz der Firmengruppe Burkhardt-Greiner über. Nach dem Zweiten Weltkrieg nahm die Pausa einen rapiden Aufschwung und wurde unter den Direktoren Häußler und Greiner zum Synonym für hochwertige Dekorationsstoffe. Bis Anfang der

90er-Jahre war die Pausa auch wirtschaftlich sehr erfolgreich und der größte Arbeitgeber in Mössingen. Im Laufe der 90er-Jahre ging der Umsatz zurück und die Pausa meldete 2001 Insolvenz an. Sie wurde von der Firma Beck aus Mittelstadt aufgekauft und mit reduzierter Belegschaft bis 2004 weitergeführt.

Die Ausstellung im Museum in der Kulturscheune zeigt Exponate aus der Geschichte der Firma Pausa und der Vorgängerbetriebe auf dem früheren Gelände in der Falltorstraße. Eine Abteilung der Ausstellung ist der goldenen Zeit der Pausa gewidmet, den 50er- und 60er-Jahren des 20. Jahrhunderts, in denen der originäre „Pausa-Stil“ und die Gebäude der „Neuen Pausa“ entstanden. Im Weiteren sind hochwertige Dekorationsstoffe aus dem unerschöpflichen Reservoir des Pausa-Archivs zu bestaunen.



Begleitband zur Ausstellung:

„Das Bauhaus kam nach Mössingen“
Hermann Berner, Werner Fifka (Hrsg.) ,
Talheimer Verlag 2006, 216 Seiten, Bild- und
Textband,
34,- Euro, ISBN 3-89376-118-7

Publikationen

Klimastabilisierung und bauphysikalische Konzepte
Wege zur Nachhaltigkeit bei der Pflege des Weltkulturerbes
Matthias Exner – Dörthe Jakobs (Hrsg.)

Publikation zur Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS
in Zusammenarbeit mit dem Landesdenkmalamt Baden-Württemberg, Insel Reichenau, 25.–27. November 2004
Band XLII der Hefte des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS.

Fragen an den Mitherausgeber Dr. Matthias Exner zu diesem Buch

Wieso beschäftigt sich ICOMOS gerade JETZT mit dem Thema „Klimaproblematik“?

Das hat mindestens 3 Gründe:

Zum einen stehen in der Denkmalpflege seit Jahren die Sanierungsmaßnahmen der 70er- und 80er-Jahre auf dem Prüfstein, weil erneute Schäden oder dramatische Verschmutzungen früher als geplant zu erneutem Eingreifen zwingen. Man sieht an den heute zu beklagenden Schäden, dass das hier behandelte Thema zu lange vernachlässigt wurde.

Zum Zweiten werden mittlerweile die Belastungen, die sich durch den stark angewachsenen Welterbe-Tourismus ergeben, vielerorts konkret fassbar oder nachweisbar. Auch das zwingt mindestens zum Nachdenken, in dramatischen Fällen zum sofortigen Handeln.

Zum Dritten konnten in den letzten Jahren verschiedene Forschungsvorhaben zu diesen Problemstellungen abgeschlossen werden, sodass es an der Zeit war, die Resultate zu bündeln und bekannt zu machen.

Ist das Buch nur für Fachleute interessant, oder kann ein interessierter Laie auch etwas damit anfangen?

Das Buch ist wissenschaftlich genug, um Fachleuten etwas Neues und Nützlichliches zu bieten, und zugleich um eine allgemein verständliche Vermittlung bemüht. Und wer einen englischen Text über Fragen der Mikrobiologie zu anspruchsvoll findet, trifft auf genügend anschauliche und gut illustrierte Beispiele aus der Praxis, um sich ein Bild zu machen.

Was macht den Band besonders? Gibt es keine ähnlichen Publikationen auf dem Markt?

Natürlich gibt es zahlreiche Einzelpublikationen

und eine umfangreiche Fachliteratur, auf die jeweils auch verwiesen wird. Aber der sowohl internationale wie auch methodisch vielschichtige Zugang zum Thema ist doch neu. Zu Giottos Scrovegni-Kapelle in Padua beispielsweise gibt es eine Monographie, die dreimal so dick ist wie unser Band. Die Ergebnisse findet man nun eingebunden in eine Vielzahl ähnlich gelagerter Problemfälle.

Wird das Thema nicht überbewertet? Ist das Weltkulturerbe wirklich in Gefahr?

Die Gefahr ist tatsächlich größer, als der Laie wahrnehmen kann. Und für manche Denkmäler ist es schon fast zu spät. Bei den Höhlen von Lascaux beispielsweise ist die Lage so brisant, dass wir von den französischen Kollegen gar keinen Beitrag bekommen konnten. Nachrichtensperre sozusagen, wegen akuter Gefährdung. So weit wollen wir es nicht kommen lassen, sondern rechtzeitig gegensteuern und Behandlungsfehler vermeiden helfen.

Was bedeutet das Thema „Stress der Bausubstanz“ für Touristen?

Im Extremfall Sperrung des Denkmals wegen Schäden, zu deren Reparatur das Geld fehlt. Unser Ziel ist es aber, durch sinnvolle Steuerung und überlegte Konzepte beides unter einen Hut zu bekommen: Problembewusste touristische Erschließung statt gedankenlosem Verschleiß, wenn Sie so wollen.

Gibt es ein Patentrezept im Umgang mit gefährdeter Bausubstanz?

Patentrezepte kann es in der Denkmalpflege bedauerlicherweise so gut wie nie geben. Zu viele individuelle Faktoren bestimmen die Schadensdynamik. Entscheidend ist die Einsicht, dass die Schadensursachen jeweils einer sehr umfassenden, verschiedenen Disziplinen zusammenführenden Analyse bedürfen, bevor man Hand anlegt am Kulturerbe. Es sollte wahrgenommen werden, dass einschlägige Voruntersuchungen sich bezahlt machen.

Wenn man sich konservatorisch nicht mit diesem Thema beschäftigt, was wäre die Folge?

Ein dramatischer Mangel an Nachhaltigkeit bei aktuellen Maßnahmen, und das kann sich heutzutage niemand mehr leisten, weder die Eigentümer noch die Kirchen oder gar die öffentliche Hand.

Das Werk ist opulent bebildert und nicht ganz billig. Gibt es einen Markt für diese Art der Literatur?

Das überwältigend große Interesse an der 2004 auf der Reichenau veranstalteten Tagung lässt uns erwarten, dass es diesen Markt gibt. Und 39 Euro ist für diesen Band eigentlich wirklich ein sehr, sehr günstiger Preis.

„Eichelhofschlösschen und Eichelhofgarten in Wertheim“

Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart (Hrsg.), Eichelhofschlösschen Wertheim (Kulturdenkmale in Baden-Württemberg, Heft 3), 72 Seiten, zahlr. Abb., Format 21 x 21 cm, 1. Auflage 2006, 9,80 Euro ISBN 3-89870-287-1

Am 8. April 2006 wurde das Eichelhofschlösschen bei Wertheim (Main-Tauber-Kreis) nach fast fünfjähriger Instandsetzung der Öffentlichkeit als Museum übergeben. Aus diesem Anlass erschien eine ausführliche Darstellung des Schlösschens, seiner Begleitbauten und des Gartens von den Anfängen bis heute. Das Buch enthält u. a. Aufnahmen der Vor- und Nachzustände, historisches und aktuelles Planmaterial und Textbeiträge der verantwortlichen freien und städtischen Architekten, der Landschaftsarchitekten, der Restauratoren, des Museumsleiters und der Denkmalpflegerin, die auch die Redaktion des Kunstführers besorgte.

Das vor der Stadt am Main-Ufer in einem Garten stehende Schlösschen stammt aus dem Jahre 1777. Erbauen ließ es Graf Friedrich Ludwig zu Löwenstein-Wertheim-Virneburg als Sommersitz.



Abbildungsnachweis

U1, U2 RPT (Regierungspräsidium Tübingen, Denkmalpflege); S114 RPT; S115 Kreisarchiv Tübingen; S116-S119 RPT; S120 E. Reinhold, Heilbronn; S121 Archiv: Frankensteiner Schwestern, Wertheim; S122o Zeichnung Lohrum, Ettenheimmünster; S122u; H. Schließmann, Schöllbrunn; S123 aus Adolf von Oechelhaeuser, Die Kunstdenkmäler des Amtsbezirks Wertheim, Freiburg, 1896; S124o J. Gromer, Oppenweiler; S124u RPS (Regierungspräsidium Stuttgart, Denkmalpflege); S124u RPS Foto H.M. Hangleiter, Otzberg-Lengfeld; S125 Pfundt und Reinhardt, Grünfeld; S126, 127 E. Reinhold, Heilbronn; S129 Staatsarchiv Nürnberg, Bestand Ansbacher Karten und Pläne Nr. 583; S130 Landesvermessungsamt Baden-Württemberg; S131 (siehe S 129); S132o Stadt Rothenburg o. d. T.; S132u RPS; S133o LAD (Landesamt für Denkmalpflege) O. Braasch; S133u RPS; S134 Architekturbüro Corinna Wagner-Sorg, Überlingen; S135o Torsten Schneider, Markdorf; S135u Landratsamt Bodenseekreis, Vermessungsamt; S136o RPT, Erzdiözese Freiburg; S136u RPT; S137ol RPT; S137or, Bild und Filmstelle der Erzdiözese Freiburg;

Sein Erbe, Fürst Georg zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg, wertete die Anlage nach dem Ende der Befreiungskriege, 1816, auf, indem er einen Festsaal in die unter dem Dach des Schlösschens befindliche Pflanzenhalle einbauen ließ. Zugleich veranlasste Fürst Georg die Vergrößerung des bislang geometrischen Gartens und seine Umgestaltung zu einem Landschaftsgarten.

Nach Jahrzehnten der Vernachlässigung und des Verfalls gelang es dem Landesdenkmalamt 1999, den Gemeinderat für die Erhaltung der Anlage zu gewinnen. Mehr noch: Die Stadt erwarb 2000 – unterstützt durch private Spenden – das Anwesen von der Fürstenfamilie, um es einer Museumsnutzung zuzuführen.

Die Instandsetzung verzögerte sich infolge von zwei Bränden. Trotz Schädigung blieb jedoch die Denkmalsubstanz in großem Umfang erhalten. Das Schlösschen präsentiert sich mittlerweile instand gesetzt, wobei seine Salons die farbenfrohe Rokokofassung und der Festsaal seine kühle klassizistische Erstfassung wiedererhalten haben. Auch wurden die originalen Fenster repariert. Im ohne nennenswerte Eingriffe als Museum ausgebauten Schlösschen sind fortan Pariser Porzellan aus der Zeit um 1800, Gemälde des 19. Jh. und der Zeit um 1900 ausgestellt.

Das zum Schlossgartenanwesen gehörige Gärtnerhaus aus der Zeit um 1780, das auch durch Brandstiftung geschädigt wurde, dient heute als Café und – erweitert durch einen Anbau – als Magazin und Werkstatt des Museums.

Die Rekultivierung des Landschaftsgartens im letzten denkmalrelevanten Zustand zu Ende des 1. Weltkriegs ist in Angriff genommen und soll etwa bis Ende 2007 durchgeführt sein.

Die Instandsetzung von Eichelhofschlösschen und Gartenanlage ist der Stadt und zahlreichen Förderern zu verdanken. Dazu beigetragen haben private Spender, das Land mit Denkmalmitteln und dem Ausgleichsstock, die Landesstiftung Baden-Württemberg, die Deutsche Stiftung Denkmalschutz und die Denkmalstiftung Baden-Württemberg.

S137u U.Knapp, Leonberg; S 138o RPT O. Braasch; S138u RPT; S139–S141 RPT; S142, 143 RPT, Foto Feist, Pliezhausen; S144–146 RPS, LAD; S147o RPS, LAD; S147u RPS; S148ol Archiv: Museum Schlösschen im Hofgarten, Wertheim; S148or Archiv Frankensteiner Schwestern, Wertheim; S148u Archiv Hausenstein und Schäfer, Untermünkheim-Schönenberg; 149 RPS; S150–152 RPT; S153 Lithografie von H.Müller, Stuttgart, Stadtmuseum Tübingen; S154–S157 C. Kieser, Karlsruhe; S158–S163 U. Wilhelm, Weinsheim; S 164 Hans Wolf, Josef Aloys Frölich (1766–1841) und die Flora von Ostwürttemberg, in: Restaurierung und Katalogisierung des Herbariums Leiner in Konstanz, Karlsruhe 2004 (= Berichte der Botanischen Arbeitsgemeinschaft Südwestdeutschland, Beiheft 1), S. 81–147, Taf. 4b; S166–S171 RPS, LAD D.F.L. Schlechtendahl, L.E. Langenthal, E. Schenk (Hrsg.), Flora von Deutschland. 5. Aufl., revidiert, verb. u. nach den neuesten wissenschaftlichen Erfahrungen bereichert Jubiläumsausgabe von Ernst Hallier (Hrsg.). Gera-Untermhaus 1880–1888; S172–S174 RPT; S175 LAD; S176 RPF (Regierungspräsidium Freiburg, Denkmalpflege); S177 A. Wais, Stuttgart.

Veröffentlichungen der Landesdenkmalpflege



Dieter Quast

Die frühalamannische und merowingerzeitliche Besiedlung im Umland des Runden Berges bei Urach

Mit Beiträgen von Wilhelm Tegel und Klaus Düwel. Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 84.

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006.

472 Seiten Text mit 128 Abbildungen, 124 Tafeln und 1 Beilage.

Preis 70,- Euro.

ISBN 3-8062-1959-1

Der Runde Berg bei Urach ist die einzige nahezu vollständig untersuchte Höhensiedlung der alamannischen Zeit aus Südwestdeutschland. Die vorliegende Arbeit untersucht die Funktion der Siedlung als „zentraler Ort“ im Zusammenhang mit der Besiedlung des Umlands in der Zeit vom späten 3. bis zum frühen 8. Jahrhundert. Zudem soll von archäologischer Seite ein Beitrag zur Erforschung der Wurzeln unserer Kulturlandschaft geleistet werden. Auch die Quellen und Ergebnisse anderer Disziplinen, der historischen, insbesondere landesgeschichtlichen Forschung, der Namenkunde und der Wüstungsforschung, werden einbezogen. Insgesamt konnten über 140 Gräberfelder und Siedlungsfundstellen im Umland des Runden Berges erfasst werden. Beispielfaßhaft wird die Besiedlung einiger Gemarkungen im Detail untersucht. Vor allem die Betrachtung der Verkehrswege, die aus dem Vorland auf die Hochfläche der Schwäbischen Alb führen, liefert aufschlussreiche Ergebnisse.



Joachim Köninger

Siedlungsarchäologie im Alpenvorland VIII

Die frühbronzezeitlichen Ufersiedlungen von Bodman-Schachen I. Befunde und Funde aus den Tauchsondagen 1982–84 und 1986

Mit einem Beitrag von Kai-Steffen Frank.

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 85.

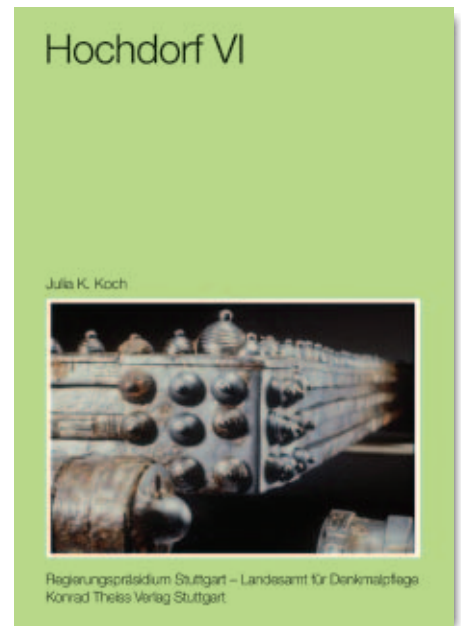
Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006.

600 Seiten Text mit 45 Tabellen, 190 Abbildungen, 94 Tafeln und 5 Beilagen.

Preis 49,90 Euro.

ISBN 3-8062-1738-6

Bodman-Schachen I zählt zu den wichtigsten Fundplätzen der frühen Bronzezeit im Alpenvorland. Der Platz wurde im Rahmen des Projektes Bodensee-Oberschwaben 1982–84 und 1986 durch Tauchsondagen erforscht. Drei Kulturschichten konnten unterschieden werden – eine bis heute nicht nur für das Bodenseegebiet und Südwestdeutschland einzigartige Stratigraphie der frühen Bronzezeit. Die dendrochronologische Datierung der jüngeren Schichten ist zum Eckpfeiler der jüngeren und späten Frühbronzezeitchronologie geworden, ergänzt durch Radiokarbonaten aus den älteren Straten. Überaus vielgestaltige Bauhölzer gestatten Rückschlüsse auf die Häuser; es können fünf aufeinander folgende Dörfer rekonstruiert werden, die in den Zeitraum zwischen 1900 und 1500 v. Chr. datieren. Einzelne Fundstücke deuten auf ein weitläufiges Kommunikationsnetz. Bemerkenswerterweise kann eine intensiv genutzte Transversale durch die Zentralalpen via Alpenrhein und Reschenpass in das Gardaseegebiet belegt werden. Besonders interessant ist die Untersuchung der botanischen Proben. Getreidebeikräuter deuten auf den Anbau von Wintergetreide, Dinkelfunde gehören zu den ältesten Nachweisen dieser Weizenart nördlich der Alpen. Grünlandflächen machen eine extensive Weidenutzung wahrscheinlich; eine allmähliche Auflichtung der Landschaft und Vergrößerung der Nutzflächen wird erkennbar.



Julia K. Koch

Hochdorf VI

Der Wagen und das Pferdegeschirr

Forschungen und Berichte zur Vor- und Frühgeschichte in Baden-Württemberg Band 89.

Kommissionsverlag Konrad Theiss Verlag, Stuttgart 2006.

360 Seiten Text mit 232 Textabbildungen und 23 Tafeln.

Preis 70,- Euro.

ISBN 3-8062-1987-7

Das späthallstattzeitliche Fürstengrab von Eberdingen-Hochdorf wurde 1978/79 unter der Leitung von Dr. Jörg Biel vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg ausgegraben. Im Verlauf von Dokumentation, Bergung, Restaurierung und Rekonstruktion der reichen Ausstattung wurde es zu einem wichtigen Grundstein der jüngeren Forschung zur frühen Eisenzeit.

Nach den bereits erschienenen Arbeiten zu dem Trink- und Speisegeschirr des Fürsten, den Textilien und dem Bronzekeßel wird mit der vorliegenden Untersuchung zu dem vierrädrigen Wagen mit Pferdegeschirr und Treibstachel die größte Beigabengruppe vorgestellt.

Julia Koch unternimmt in ihrer Dissertation die archäologische Auswertung von Wagen und Pferdegeschirr, die nicht nur für das Hochdorfer Grab von großer Bedeutung sind, sondern darüber hinaus durch die Fülle der erhaltenen Details einmalige Informationen zur hallstattzeitlichen Wagen- und Fahrtechnik liefern. Im Zentrum der Arbeit stehen daher die Rekonstruktion des Hochdorfer Wagens und des Pferdegeschirrs sowie deren technologische Einordnung in die allgemeine Entwicklung dieser Fundgruppen innerhalb der frühen Eisenzeit. Abschließend werden Art und Abfolge der Niederlegung einzelner Beigabengruppen analysiert und daraus Rückschlüsse auf den entsprechenden Teil des Bestattungsrituals gezogen.

Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Seit der Verwaltungsreform 2005 sind für die Aufgaben der Landesdenkmalpflege fünf Organisationseinheiten bei den Regierungspräsidien Baden-Württembergs zuständig:

Die Referate 25 – Denkmalpflege der Regierungspräsidien übernehmen für die Bereiche Inventarisierung, Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologische Denkmalpflege die hoheitlichen Aufgaben in der jeweiligen Region. Dies umfasst allgemein die Denkmalpflege vor Ort, die Erfassung und Erforschung von vorhandenen Kulturdenkmälern, fachliche Beratung der Denkmalschutzbehörden, fachliche Stellungnahmen in denkmalrechtlich genehmigungsverfahren sowie bei öffentlichen Planungen, Beratung der Eigentümer und Bauherren von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen, Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern; Durchführung und Auswertung von archäologischen Rettungsgrabungen.

Für die landesweit übergreifenden und koordinierenden Aufgaben der Denkmalpflege ist die Abteilung 11 – Landesamt für Denkmalpflege – im Regierungspräsidium Stuttgart zuständig. Sie hat insbesondere die Aufgabe, Leitlinien konservatorischen Handelns vorzubereiten und an deren Umsetzung mitzuwirken; die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren, auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzugs hinzuwirken und die Denkmalschutzbehörden zu beraten; die Aufstellung des Denkmalförderprogramms unter Beteiligung der höheren Denkmalschutzbehörde vorzubereiten; fachliche Grundlagen für die Denkmalpflege und landeseinheitliche Kriterien zur Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmälern sowie von Gesamtanlagen zu erarbeiten und darzustellen; in Abstimmung mit der höheren Denkmalschutzbehörde Dritte, insbesondere Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmälern in Fällen von besonderer Bedeutung oder Fällen, für deren Bewertung bei ihm ein besonderer Sachverstand vorhanden ist, fachlich zu beraten; Schwerpunktgrabungen durchzuführen und deren Auswertung vorzunehmen; die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten sowie die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit der obersten Denkmalschutzbehörde durchzuführen; zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen, Fachdatenbanken sowie sonstige zentrale Dienste zu unterhalten.

Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 0711 / 9 04 45 - 0
Telefax 0711 / 9 04 45 - 444

Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 30 01
Telefax 0 77 35 / 16 50

Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege

79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 7 03 68 - 0
Telefax 07 61 / 7 03 68 - 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 07 11 / 9 04 45 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 45 - 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 9 13 - 0
Telefax 0 70 71 / 9 13 - 201

Besucheradressen

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Regierungspräsidium Freiburg im Breisgau
Referat 25 Denkmalpflege
Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau

Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen